

## 2. Der Rhein. (Göthe's Jugend.)

Nirgends war Herder's Einfluß früher schlagender und in seinen Folgen unberechenbarer, als bei Göthe. Herder lernte ihn in Straßburg kennen, als er dorthin mit dem Prinzen von Cutin kam, und ihr kurzes Zusammensein war von den außerordentlichsten Anregungen für den Mann, der unserer bei allem Aufstreben stehenden Dichtung endlich helfen sollte. Welcherlei Art der Zusammenstoß der Beiden war, in welchem Zustande der Ältere den Jüngeren traf, wie sich Göthe's Jugendleben überhaupt und sein erster Austritt in der Literatur entwickelte, hat er uns selbst so ausführlich erzählt, daß hier dem Geschichtschreiber kein anderes Verdienst bleibt, als mit offenem Blicke aufzunehmen und wiederzugeben. Denn selbst die Vergleichung seiner persönlichen Bildung mit dem Gange der öffentlichen Dinge hat uns der Autobiograph treffend vorgezeichnet, der sich überall innerhalb seiner Zeit sah, die Einwirkungen, die Förderungen, die Hemmungen der Verhältnisse beobachtete, und die seltene Gabe besaß, sich selbst und seine Zeit richtig zu schätzen. Wenn irgend einem Manne jene Einbildung auf den eigenen Genius, die sich den Zeiteinflüssen entnommen wähnt, zu vergeben gewesen wäre, so ist es gewiß Göthe; allein er war völlig frei von dieser Selbsttäuschung, mit der sich z. B. Jean Paul gegen die historische Erklärungsart wehrte, der es Göthe'n wie eine unlösbare Aufgabe stellte, anzugeben um wie Vieles jedes Jahrzehend ihn geändert habe. Diese Aufgabe hat Göthe's Leben, so weit es reicht, mit fast zu großer Genauigkeit in dem Maße gelöst, daß gleichsam jedes einzelnen Jahres, jedes Mannes, jeder Lektüre Einwirkungen nachgewiesen sind. Er, der immer als seiner Barometer den verschiedensten Stand der literarischen Witterung in Deutschland genau anzeigte, erkannte sich gern in dem Wechselverhältnisse der Einwirkungen, in dem sich mehr und minder jeder Mensch zu seiner Zeit befindet. Er meinte bis ins Endlose könne man die Quellen seiner Bildung verfolgen; nichts wolle er für sich behalten als die Energie und den Willen, die offene Seele, die das Wahre sucht und es sich gern anbildet; er bekannte, „daß, wenn er Alles sagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden sei, nicht viel übrig bleiben würde.“ Dies Bekenntniß ist in demselben Geiste gemacht, in dem sein Leben geschrieben ist; es lag schon umständlich in seinem Leben; es ehrt den Mann, den seine Nation vergötterte, so sehr, wie es Bacon ehrte, daß er sein Organon eine Frucht der Zeit,

nicht individueller Vorzüge nannte. Im Großen macht die naive und fast antike Aufrichtigkeit, mit der er hier sein Innerstes aufdeckt, und literarisch selbst die Einflüsse entschiedener Gegner oder auch mittelmäßiger Menschen angibt und anerkennt, wieder gut, was im Einzelnen sein Hang zur Mystifikation und zum Versteckenspielen so oft verdorben hat. Er hat uns in dieser unbefangenen Anschauung seiner selbst und seiner Zeitverhältnisse eine pragmatische Geschichte seiner literarischen Bildung geliefert, die doch in keiner Weise, wie es dem Pragmatiker so leicht ergeht, in eitles Verweilen auf dem Einzelnen verfällt. Und wie man an seinem Werther rühmen konnte, daß hier das Widersprechende geleistet, die sentimentalste Materie auf die naivste Weise behandelt war, so kann man an der Selbstbiographie preisen, daß sie, was sich am meisten dem Pragmatismus entzieht, die Entfaltung eines genialen Geistes, pragmatisch dargelegt habe. Dies ist um so höher anzuschlagen, als Göthe's künstlerische Natur sonst den Sinn für alles Historische gern verleugnete, wie er denn auch die chronologische Ordnung in der Ausgabe seiner Schriften vermieden und ausdrücklich getadelt hat, die ihm doch, nach der Verfahrensart in seinem Leben, über Alles hätte gehen müssen. Allein hier schien er eben, wie es dem Selbsterzähler geziemt, aus sich herauszutreten und sich wie ein fremdes Wesen zu beleuchten, und er lieferte in der geschichtlichen Erklärung der Entstehung seiner Jugendwerke wahre Musterstücke, die ganz geeignet waren, uns zu einer gründlicheren Behandlung der Literargeschichte anzuregen. Wenn ihn bei diesem Geschäfte eine historische Gabe anzuliegen schien, die er sonst weniger besaß, so schien ihn dagegen eine andere dabei zu verlassen, die ihm vorzüglich eigen war. Er wußte sich sonst so trefflich in andere Zustände zu versetzen, aber dies gelang ihm hier nicht wieder; er konnte den Ton nicht treffen, den Anstrich nicht finden, der auf seinem Jugendleben lag. Er fühlte es selbst, daß seiner Darstellung das Abbild der Fülle und Frische jener Jugend abging, die im Uebermuth auf ihre Kräfte keine Schranken kannte. Es widerspricht gleichsam die Helle der Erzählung dem dunklen Ringen jener Zeiten, die ausschließliche Einsicht in dem beobachtenden Subjekte dem bloßen Gefühlsleben in dem Beobachteten, die scharfe Entwicklung dem Zustande jener Seelen, in denen „das Bild des Unendlichen wühlte,“ die breite und weiche Redseligkeit bei der Verarbeitung den knappen Quellen und ihrem zerrissenen stürmischen Ausdruck, den wir in Göthe's Briefen aus den 70er und 80er Jahren finden. Als er sein Jugendleben schrieb, war Göthe schon zu sehr ein Anderer geworden; er lebte so innig mit der Natur, und

folglich mit der Zeit, daß er, stets Schritt haltend mit den Entwicklungen seiner Jahre und seiner Umgebungen, jeder neuen Richtung sich ganz hingab, und jede frühere darüber schroff ablegte. Wie er sich seiner Zustände im Leben entledigte mit seinen Schriften, so seiner Schriften wieder beim Eintritte neuer Zustände des Lebens. So verwarf und verfolgte er später nicht nur den Sinn und Geist, der seine Jugend durchdrang, viel bestimmter, ausgesprochener und geständiger, als Herder that, er wandte sich auch von den reinsten Produkten seiner zweiten Periode ab; er vergaß selbst aus einer dritten oder vierten Epoche seinen Divan und wollte sich auf viele seiner Sachen nicht mehr besinnen. Und so kam es, daß er sich wohl des Thatsächlichen aus seiner Jugendbildung bei der Ausarbeitung seines Lebens erinnerte, auch die Triebfedern noch kannte und nannte, aber den entsprechenden Ton der Darstellung nicht traf. Leider sind die Originalquellen für diese Jugendzeit zu spärlich, als daß uns der Rückblick dahin könnte hoffen lassen, die geblasten Farben überall gehörig aufzufrischen.

Joh. Wolfgang Göthe (aus Frankfurt, 1749—1832) war, als ihn Herder in Straßburg kennen lernte, noch aufs mannichfaltigste in der alten Zeit befangen, deren ganze Lage ihm zwar ein Gefühl peinlicher Unbefriedigung erregt hatte. Seine Jugendgeschichte schien, wie das Knabenalter Herder's, ein glänzendes und glückliches Talent anzukündigen, aber keineswegs den Mann, der die kühnen Neuerungen der Literatur am lebhaftesten fördern sollte. In früheren Jahren finden wir an ihm einen Knaben, der sich an der Natur und einsamen Spaziergängen sinnig freut, aber eben so wenig wie Herder einen Zug zu seines Gleichen fühlte; sein Vater entfremdete ihn der Schule und erzog ihn im Hause, und daß ihm auf diese Art der epische Jugendlauf entging, durch den wir uns in der Bewegung gleicher Kräfte am besten selbst erziehen, dies wirkte auf den ganzen Gang seines Lebens nach, da er nie das Bestreben der Massen hat achten lernen, in denen wir uns nur behaglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewöhnt waren. Geschichte und Epos hat daher Göthe'n nie in bedeutendem Grade gefesselt, da das Interesse daran nur in einem äußerlichen bewegten Jugendleben wurzelt. Wie anregend der siebenjährige Krieg für eine kräftige Stimmung des Knabengeschlechts jener Jahre sein mußte, liegt von selbst nah: für Göthe aber ergab sich daraus zunächst nichts, als ein Parteistreit unter den Alten, ein Umgang mit einem französischen Königsleutenant und den Malern, die dieser in seines Vaters Haus beschäftigte; und seine Wärme für Friedrich war so wenig natürlich,

daß man ihm in Leipzig den großen König eben so leicht verleiden konnte, wie man ihn von Weiße und Gellert abtrünnig machte. Wie war Winkelmann von seinem Homer, von seinem Cäsar begeistert zu Entschlüssen und Handlungen! wie Herder von seiner Bibel und ihrer schwungreichen Poesie, von Ossian und den skandinavischen Dichtern! wie war in Allen der Haß gegen die französische Nation und Kunst angewachsen, ja angeboren! Aber Göthe'n gefiel Virgil besser als Homer, weil sich die Handlung darin abschloß; ihm sprach Doid vor Allen zu, eine so charakteristische Lektüre für ihn, wie die hebräischen Propheten für den jungen Herder, wie Plautus für Lessing. Seine jugendliche Phantastie führte ihn von den Dichtern nicht zu Spiel und gymnastischer Übung, nicht zu poetischer Nachahmung der Erzählung großer Handlungen, in der sich das Interesse gleich theilt zwischen Stoff und Form; er erzählte Märchen seinen Gespielen, froher im Gefühle seines Uebergewichts, als in seiner Schöpfung selbst; er flocht ovidische Reminiscenzen in ein französisches Stück ein; er las die Bibel mit ungeheuren Kommentaren; er zerstreute sich in alle Sprachen, in Kunst, Dichtung, Religion, Recht, Musik und Natur. Ihm kam von frühester Zeit an entgegen, was Herder mehr suchte; eine Mannichfaltigkeit des Wissens, in der jeder Andere würde zu Grunde gegangen sein, über die ihn aber seine entschiedene Künstlernatur hinweghob, die überall das Viele zu einigem strebte, und auf nichts mit dem Fleiße weilte, der nach Ergründung mühsam abzielt. Allem, was die Zeiten damals Poetisches gebaren, sehen wir den jungen Göthe hingegeben, fast ohne Wahl und Neigung. Er hatte, von Moser's Daniel und den Patriarchaden angesteckt, einen Joseph in Prosa fertiggestellt; er machte anakreontische Gedichte; er sang geistliche Oden nach Elias Schlegel; er schrieb Gelegenheitsgedichte; und seinem Vater gefiel dies Poetisiren in Nebenstunden wohl. Beifällig hörte er komische Epopöen, die seine Gefellen Zacharia nacherzählten; er erzögte sich an Weiße's Opem; er nannte noch in seiner Lebensbeschreibung Günther, den er wohl nie gelesen hatte, einen Poeten im vollen Sinne des Worts; er ging wie Kleist auf die Bilderjagd und machte beschreibende Gedichte; er hatte noch Gellert herzlich lieb, der Lessingen schon 20 Jahre früher langweilte; in Wieland's Musarion schien ihm das Antike lebendig zu werden. Professor Glodius und die Frau Böhme in Leipzig waren die Ersten, die ihn in Kleidern, Sitten und Büchern zu wählen und zu unterscheiden lehrten, auch sein wunderlicher Freund Behrisch irrte ihn in seinem Geschmacke. Aber freilich waren dies nicht die Leute, die ihm das Verlorene hätten ersetzen, für das

Verworfenen das Rechte zeigen können; sie bereiteten nur den Boden, den hernach Herder mit Leichtigkeit baute. Alle Kritik ließ den Jüngling trostlos, dem es Bedürfniß war, anzuschauen mehr als zu grübeln; weder seine noch Anderer Arbeiten genügten ihm, und zweimal tilgte ein schonungsloses Autodafé seine ersten Versuche hinweg. Seine Urtheilsunsicherheit war ihm peinlich; er sah sich auf dem Scheidewege zweier Epochen, wo eine Wahl getroffen werden sollte, zu der er durchaus keine Anleitung hatte; er sollte bekannte Pfade, auf denen er sich lange gefallen hatte, mit unbekanntem Erfolge gegen neue und fremde vertauschen. Er empfand die Kälte und die Oberflächlichkeit des bisher Geleiteten, schon als er die Universität (1765) bezog. Neben Gellert zu stehen dünkte ihm leer und unzulänglich; von ihm sprach hier und da eine Stimme in zweideutigen Ausdrücken, während ein einziger Ruhm die Namen Buffon und Linné umstrahlte. Dennoch lockte ihn immer nur die Aussicht auf ein Dichterleben, wie sehr ihn auch Vater, Lehrer und Freunde auf juristische und diplomatische Bahnen zwingen wollten, wie wenig auch das äußere Leben ermutigend entgegenkam. Der Jüngling fühlte bei seinen ersten Versuchen offenbar schon jene Leere unserer Literatur, zu der der Biograph später vortrefflich die Ursachen angab. Es fehlte unserer Dichtung ein nationaler Gehalt und ein würdiger Stoff, und daß auch der siebenjährige Krieg hier nur stellenweise und dürftig abhalf, spürt sich in Göthe's Darstellung so gut durch, wie in der unsern. Die äußeren Gegenstände waren zu unbedeutend, die Kleinheit des deutschen Lebens zu verächtlich, um einen Genius zu reizen, der sich fühlte. Aller Geist, der sich regte, Patriotismus, Satire, Dichtung, Alles verkrüppelte, weil es sich nicht an großen Gegenständen groß zog, und wiederholt blickt Göthe im edlen Reide auf England hinüber; er wußte es wohl, warum es in Deutschland schwer war ein Shakespeare und Sterne zu werden. War Göthe schon um die Schule, um den kleinen Weltlauf unter der Jugend, um den lebendigen Unterricht in der Geschichte gekommen, so erklärt sich's wohl, daß es ihm nicht gelegen war, die großen Gegenstände in der Ferne des Raumes und der Zeiten zu suchen, die sein zu lebendigen Verhältnissen neigender Sinn in der Nähe bedurfte. Denn ihm machte nach seinem eigenen Geständnisse nichts Vergnügen, als was ihn anflug, und Alles, wozu Fleiß gehörte, war seine Sache nicht. Es war ihm angeboren, alle Arten des menschlichen Daseins mit Theilnahme zu umfassen; er fand sich leicht in die Zustände der Anderen, es ward ihm Bedürfniß sie zu suchen. Ihn festsetzte anfangs jede Bewegung, die ihn berührte; die vaterländischen,

literarischen, religiösen Interessen zogen ihn an; ein großes Vaterland hätte an ihm einen Dichter gehabt, der das noch weit überragte, was er geworden ist. Wie ihm das öffentliche Leben nichts bot, warf er sich ganz frühe auf die näheren Zustände in seiner Vaterstadt. Die mannichfaltigsten Verhältnisse gingen ihm auf, er war aufmerksam auf die Lage der Juden, er trieb sich in Handwerkstätten um, und hinter den Koulissen des Theaters, er hatte auf öffentliche Begebenheiten zu achten und ward in Privatverhältnisse verwickelt; er gefiel sich in dem engen Kreise des Tages, der sonst der Jugend verleidet; er ward eingeweiht in die inneren Zustände einer großen Stadt, die von dem Krebschaden der bloß materiellen Interessen und der Unstittlichkeit schon in den mittleren Klassen angesteckt war, in einem Alter, in dem man uns sonst diese Erfahrungen noch fern hält. Kein gleichfühlender Freund trat ihm in diesen leicht bestimmbar Jahren nahe; wie Herder stellte er sich in persönlichem Selbstgeföhle über seine untergeordneten Gespielen, indem er sie nicht wie jener meisterte, sondern mit seinen Talenten unterhielt; wie Herder schloß er sich frühe an Aeltere an, und das Schicksal kam ihm hier so wenig wie mit den großen Verhältnissen der Außenwelt günstig entgegen. Ueberall fand er sich an abstoßende Naturen gewiesen, deren Bizarrie ihn doch wieder nicht losließ. Sein umständlicher, ordnungsliebender, regelrechter Vater konnte ihm die Excentricitäten seiner Natur nicht abgewöhnen; die Denschläger und Huisgen wollten ihn zum Hofmann und zum Menschenfeinde machen, aber er blieb Dichter; sein barocker Freund Behrlich, der Hofmeister des Grafen Lindenau, stellte seine geselligen Talente heraus, aber er fiel immer wieder in sein wirres und störrisches Wesen zurück; den Sarkasmen seines Merck war er so vielfach verbunden, aber sie thaten seinem weichen Gemüthe zu wenig wohl. Rechnet man hinzu, daß er, gerade als sein jugendlicher Geist am schönsten anfang aufzublühen, in Wezlar das Schauspiel der Visitation des Reichskammergerichts erlebte, wo ein großes Gericht wegen der Verbrechen einzelner Assessoren wieder gerichtet ward, so begreift man wohl, wie all dies in der frühen Zeit, da er seinen ersten Idealen entsagen mußte, da er Verachtung seiner literarischen Muster einsog, ihm schon zugleich Verachtung der Welt und Menschen einflößen mußte. So lange sein ungemein fühlbares Herz jugendlich schlug, war in ihm selbst gegen diese Bedrängnisse der äußeren Welt noch ein Widerstand, der späterhin häufig ermattete: die rein gehaltene Kinderzeit hielt der bösen Gesellschaft die Wage, in die er gerieth, als er sich von der Zucht seines Vaters losmachte; seiner Vielbekanntschaft steuerte seine Einsamkeit und

Naturfreude; und dies Gleichgewicht streitender Wirkungen geht durch Göthe's ganzes Leben und Schreiben hindurch. Von der großen Außenwelt unbefriedigt, von der kleinen um ihn her vielfach abgestoßen, blieb dem strebenden Jüngling nichts als Er selbst. Es bot ihm früh die innere Welt einen Ersatz für die äußere, die ihm mißhagte; seine inneren Beschäftigungen entschädigen für viele verlorene äußere Thätigkeiten; dem Historischen seiner Dichtungen gesellte sich stets ein Pathologisches hinzu; und wäre dieser Gegenstoß gegen den Druck der lästigen Außenwelt nicht gewesen, so hätten wir nicht die seelenvollen Dichtungen, die England so wenig hätte hervorbringen können, wie Deutschland Shakespeare's Meisterwerke. Die Verhältnisse, die Göthe'n zuerst entgegen traten, der Widerstreit, in dem sich seine Seele gegen die Welt befand, spiegelt sich in seinen ersten Werkchen ab, wie in seinem Wesen, dessen Abbild er dort niederlegte. Er gibt selbst an, daß er sich in Leipzig stets aus einem Extrem ins andere warf, schwankend zwischen ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen, durch rousseau'sche Einflüsse einer Lebensart hingegeben, die ihm nicht zusagte, stockig und störrisch, durch krankhaften Widersehungsgeist und wunderliche Launen beschwerlich. In welchen Zustand ihn sein leidenschaftliches Leben brachte und wie er seine Gesundheit dadurch zerrüttete, geht aus den Briefen hervor, die er nach seinem Abgang aus Leipzig an dortige Freunde zurückschrieb; in welchen Ruf ihn sein sahriges, nie ruhiges Wesen nach außen setzte, merkt man sowohl aus der Erzählung seiner ersten Jugendabenteuer in Frankfurt, als auch daraus, daß in Leipzig der Graf Lindenau dem Hofmeister seines Sohnes den Umgang mit ihm untersagte. Ganz in einen solchen inneren Zustand läßt sein erster dramatischer Versuch gleichsam hineinblicken: die Laune des Verliebten. Er nahm darin seine Leidenschaft zum Stoffe, ein geliebtes Wesen mit Grillen und Eifersüchteleien zu quälen, und er schrieb es sich zur belehrenden Buße, als er damit den lieben Gegenstand verschert hatte<sup>197</sup>). Die Mitschuldigen dagegen öffnen uns die Sitten seiner verderbten Stadt; ein Stück, in dem Göthe selbst das Peinliche und den Widerspruch der heiteren Einkleidung mit dem düsteren Inhalte fühlte. In beiden Stücken wird kein Unbefangener die tieferen Beziehungen finden wollen, die Göthe später hineinlegt; beide werden

197) Göthe's Verhältniß zu Anna Catharina Schönkopf, das in diesem Spiele verewigt ist, hat einiges Licht empfangen durch die von Otto Zahn herausgegebenen: Briefe Göthe's an Leipziger Freunde. Leipzig 1849.

im höchsten Grade befremden, wenn man ihren verletzenden und theilweise selbst gemeinen Stoff mit dem vergleicht, was von jeher die jugendliche Dichterbegeisterung zuerst zu wählen pflegt. Und besonders das Letztere wird uns bedauern lassen, daß ein so erregliches Gemüth schon in solchen Jahren „schauderhafte Erfahrungen in bürgerlichen Familien selbstthätig erlebte“ und jeden Augenblick von Bankerotten, Ehescheidungen, verführten Töchtern, Mord, Diebstahl und Vergiftung hören mußte. Formell lassen beide Stücke nur von fern ein Streben nach größerer Gefälligkeit durchblicken; noch war kein anderes Muster da als Lessing's Minna; und Göthe's Vertraulichkeit mit Molière und der französischen Bühne, die er in Frankfurt gesehen hatte, ließ noch den französischen Anstrich und die Farbe der alten Zeit zurück, der er zu ent wachsen strebte. Wie wenig aber ein Stoff, wie der der Mitschuldigen, ihn selbst erbaut haben mochte, scheint eben jener Zwiespalt zu sagen, mit dem hier traurige Gegenstände lustig behandelt, oder auch ein bitterer Ernst in ein Lustspiel getragen wird; und Göthe selbst scheint es anzudeuten, indem er versichert, daß er ähnliche heitere und günstigere Motive versäumt habe zu behandeln, weil er immer zu seinem eigenen Herzen zurückgekehrt sei. Er sei nicht ermüdet, „über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden könne. Hier suchte er Alles, was ihn quälte, in einem Reime oder in epigrammatisch zugeschnittenen Liedchen los zu werden, die sich auf die eigensten Gefühle und die besondersten Umstände bezogen und zunächst nur ihn selbst interessiren konnten.“

Diesen realistischen Grund hat Göthe's ganze Poesie. Er sagte es selbst, daß alle seine Dichtungen Bruchstücke eines Lebensbekenntnisses seien, die seine Biographie ergänzen sollte, und es ist kein Wunder, daß man bei uns seine Persönlichkeit bald höher hielt als seine Werke, und diese bloß als einen Kommentar zu jener las; kein Wunder auch, daß für so viele seiner Produkte das materialistische Interesse vorwaltete, weil eine natürliche Neugierde den Schleier zu lüften strebte, mit dem die Dichtung die Wirklichkeit verhängte. Der von der Außenwelt unbefriedigte Mann griff in seinen eigenen Busen zurück, wenn er ein Thema seines Gefanges suchte; selbst wo ihn, wie im Götz und Egmont, ein außerhalb Gelegenes aufforderte, mischte sich das Individuelle und Pathologische hinein und überdeckte das Historische und von außen Empfangene; den Höhepunkt seiner Leistungen bilden jene Dramen, in

denen er die inneren Kämpfe schildert, die ihn in der gährenden Zeit unserer literarischen Revolution bewegten. Nicht Göthe allein, auch die ganze Zeit war gesättigt an jenen anakreontischen Liedern, jenen Fabeln, jenen Bardengesängen, jenen Iyssen, an allen den Gattungen, die uns in gemachten Situationen, in leblosen Gefühlen, in fremden Zuständen umtrieben; es war die Zeit gekommen, wo Klopstock's poetisches Evangelium durchgreifen sollte: daß uns selbst das bewegen müsse, wovon wir singen wollten. Göthe war in seiner Jugend ganz dieses Glauben's, nicht die Lektüre und die Alten sollten uns zum Dichter, nicht die Imagination bei kaltem Herzen zur Nachahmung treiben, sondern die Natur und die volle Brust uns zum Gefange treiben, wie den Vogel in der Luft. In diesem Sinne ist jene Stelle im Götz geschrieben: das mache den Dichter, von einem Gegenstande ganz erfüllt zu sein. Sollte ihn etwas zur Dichtung reizen, so bedurfte er eine wahre Unterlage, unmittelbare Anschauung und Erfahrung, einen Gegenstand, der die Sphäre seines Lebens und Empfindens berührte. In diesem Sinne schrieb er zuerst seine Gedichtchen, deren aus der frühesten Zeit eine kleine Zahl unter dem Namen bloß des Komponisten Breitkopf (Neue Lieder, 1768) übrig geblieben sind; und mit ihnen „begann die Richtung, von der Göthe nie abweichen konnte, das, was ihn freute oder quälte oder beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit sich abzuschließen.“ Diese unbedeutend klingenden Worte scheinen uns zu sagen, was Göthe'n zu dem wahren Dichter machte, den wir vorher vergebens in Deutschland erwarteten und suchten. Es ist wohl wahr, daß jeder andere Dichter auch zunächst nach Stoffen greifen wird, die ihn bewegen und beschäftigen; nicht jeder andere wird aber jedesmal so tief in und so hoch über dem stehen, was ihn bewegt, und was er besingt, als es diese Stelle zu sagen scheint. Nicht jeder wird seine innere Bewegung immer, wie Göthe wiederholt sagt, als eine Dual empfinden, und so die Bürgschaft mitbringen, daß der Gegenstand seines Interesses die menschliche Natur mächtig zu ergreifen wirklich fähig ist, daß er jenen inneren Gehalt habe, den Göthe ganz vortrefflich den Anfang und das Ende der Kunst nannte. Auch Wieland, auch die Freundschaftsdichter und Epistolographen dichteten, was sie lebten, aber sie spielten mit ihrer Empfindung, geschweige, daß die Empfindung sie quälte. Wenn diese, oberflächlich bewegt, ihrer Gefühle allzu sehr Herr waren, so war Klopstock auf der Gegenseite allzu sehr von ihnen beherrscht, zu tief von ihnen erschüttert. Dieser stand mitten in der Empfindung gefangen, von der er dichtete, aber Göthe war am Rande der durchlebten

Erfahrung und zum Abschluß fertig, zur Bewältigung geschickt, ehe er zu Werke schritt. Ihm war vorherrschend die Gabe der Einbildungskraft eigen, die allein den Dichter macht, und an der die Anderen alle nur ein bescheidenes Theil hatten: eine Gabe, die treibend und hemmend auf die Empfindungen wirkt, bald geschäftig, herrschende Gefühle unendlich zu steigern, eine wirkliche Dual mit Vor Spiegelungen zu mehren, bald aber auch den Uebergang von Empfindung zu Reflexion an die Hand gebend, indem sie lehrt, im Uebermaße der inneren Bewegungen uns aus uns selbst zu setzen, uns zu vergleichen und zu beruhigen. Dieser Gabe ist die Kraft, uns selbst zu theilen, wesentlich eigen; sie lehrt uns mitten in der Leidenschaft uns zu fassen, die sie selbst erst in uns mehr entzündet hat; sie treibt uns zu Extremen und lehrt uns von ihnen zurückzukehren; sie scheidet uns, wo uns innere Kämpfe gerade ganz und völlig auf Einen Punkt zu reißen scheinen, von uns selbst; sie trennt uns von den Objekten, zu denen sie uns hinzog. Sie liegt auf der gefährlichen Scheide von Gefühl und Reflexion, von Instinkt und Bewußtsein, und auf dieser *Ämpf* war es daher den Alten so leicht zu weilen, bei denen innerhalb eines großen Volkslebens, das ganz Allgemeingefühl war, der Einzelne sich zu freiem Bewußtsein ausbildete, während es uns unendlich schwer wird auf jener Messerschärfe zu schaukeln, da wir unter lauter willkürlich bewegten Individuen kaum einzeln einmal zur reinen Natur und einem gesunden Lebensstakte zurück gelangen. Daher hat auch für uns diese Kraft, wo wir sie so thätig sehen wie in Göthe, etwas Dämonisches und Furchtbares, weil wir überall in ihr die Ueberlegenheit des Bewußtseins voraussetzen und voransehen, überall also das kältere und freie Beherrschen der Dinge fürchten, dessen vortheilhaften Einfluß auf die Kunstwerke des Dichters wir nicht verstehen, dessen unheimliche Anwendung auf die Handlungen und Ansichten des Menschen uns dagegen auch schon in der Vorstellung abschreckt. Denn diese Gabe wirkt in Kunst und Leben, und ist dem Dichter und Weltmann eigen; Dichter und Weltmann liegen sich auch in der Natur der Dinge keineswegs so gegenüber, wie die damalige Jugend, Klinger und Göthe, sie liegen sahen: und wer sich über die Vereinigung des Diplomaten und des Poeten in Göthe wundert, dem wollen wir anzudeuten suchen, wie beide Eigenschaften auf jene Eine Anlage zurückweisen. Wenn wir Göthe's Leben durchlaufen, so haben wir zahllose Situationen, die uns, je nachdem wir sie betrachten, eben so lebhaft die entschiedene Künstlerbestimmung in ihm darlegen, als sie uns die überlegenen und gefährlichen Eigenschaften des moralischen Menschen aufhüllen. Wir sehen ihn jeden Gegenstand, jede

Beschäftigung, Wissenschaft und Lebensverhältnisse mit derselben poetischen Kraft bewältigen, mit der er seine innersten Regungen bändiget. Schon jenes Altaropfer des Knaben schien es zu verkündigen, daß er seine Religion bald in den Dienst seiner dichterischen Kräfte bringen würde; er hielt die Philosophie, gegen die er sich all sein Leben wehrte, in Religion und Poesie begriffen, und auch seine Religion war ihm wieder in der Dichtung enthalten. Später nahte er sich den Naturwissenschaften mit jenem künstlerischen Bestreben, in die Mannichfaltigkeit typische Einheit zu bringen. Ganz frühe entwarf er, um sich in sechs bis sieben Sprachen zu üben und die Langweiligkeit der Grammatik zu verführen, einen Roman in Briefen verschiedener Geschwister, die aus verschiedenen Gegenden in verschiedenen Sprachen schreiben. Allen äußeren Erscheinungen gegenüber lagerte er sich als ruhiger Beobachter: „wenn es draußen noch so wunderbar und wild herging unter der Zerstreuung des Lebens und der Zerstückelung des Lernens, so umgab ihn Frieden.“ Der Krönungsakt wird ihm sogleich eine geordnete Erzählung für eine bestimmte Persönlichkeit: „diese mannichfaltige Welt machte also sogleich einen sehr einfachen Eindruck auf ihn.“ Eine Scene auf seiner italienischen Reise in Malfesina, die ihm Verhaftung und Unannehmlichkeit drohte, und jeden Andern gleich anfangs empört hätte, verwandelte sich vor seiner Einbildung in eine komische Scene auf dem Theater und machte ihm den heitersten Eindruck. Alle Personen seiner Bekanntschaft wurden ihm gegenständlich, um gelegentlich seinen Dramen einverleibt zu werden; allen, auch gemeinen Gegenständen die poetische Seite abzugewinnen war ihm leicht und natürlich. Deser's Kupferstiche, eine schöne Gegend, eine leidige Erfahrung, Alles regte das poetische Genie in ihm an, und er fühlte sich, das Gelegenheitsgedicht aus der tiefsten Versunkenheit wieder retten und ihm zu seiner verlorenen Würde helfen zu können. Sobald er in die Wohnung seines gastlichen Schusters in Dresden tritt, sieht er Bilder von Ostade und Schalken; wie er mit dem Pfarrhaus in Seseenheim bekannt wird, sieht er sich in dem Kreise des Vikars von Wakefield; eine rohe Studentenversammlung, die seinem Merck den Humor verdarb, gab ihm Masken zu seinen Fastnachtsspielen; seine einsamen Reflexionen sogar brachte er in dialogische Selbstgespräche. Wie bei solchen Operationen der Seele Gefühl und Einbildung in einander spielt, sieht man leicht, und wie der Charakter dabei leiden kann, ist eben so klar, wie, daß die poetische Anschauung außerordentlich dabei gefördert werden muß. Unser Dichter lebt einen gegebenen Zustand im blinden Zuge nach dem Naturtriebe so aus, daß

der Anstoß an die Konvenienz unvermeidlich, und mit diesem das schmerzliche Erwachen des Bewußtseins nothwendig ist. Der gewöhnliche Mensch fügt sich dann den bestehenden Verhältnissen und trifft mit ihnen ein bitteres Abkommen auf Unkosten seiner natürlichen Empfindung. Der Dichter, um mit der Erkenntniß nicht das Leben aufgeben zu müssen, flüchtet seine natürlichen Empfindungen in das Reich der Poesie, und scheidet sich von der Wirklichkeit; er wirft dadurch die lebendigen Verhältnisse in solche Ferne, daß diese Objektivität seiner Kunst im höchsten Grade dienlich sein muß, aber in geselliger Beziehung wird er freilich als ein Gegner der bestehenden Ordnung erscheinen müssen, der sich kalt, ironisch, egoistisch von den gemeinen Verhältnissen lössagt. Wo daher Göthe im Anfange, nach seinem charakteristischen Ausdrucke, sich gewisse Zustände vom Halse schafft, bauten sich auf diesem Akte seine trefflichsten Dichtungen auf; als er späterhin den Hofmann spielte und mit den Dingen sich setzte, ehe er sie noch recht ergriffen hatte, verlor er seine Künstlergabe in dem Maße, als er an diplomatischem Talente gewann. Daß in jener Gabe, die Dinge innerlichst zu genießen und doch in objektive Ferne zu stellen, des Dichters wahre Kraft liegt, wußte Göthe selbst. Er liebte Goldsmith's Vikar von Wakefield darum besonders so sehr, weil er sich in Uebereinstimmung „mit jener ironischen Gesinnung fühlte, die sich über die Gegenstände, Glück und Unglück, Gutes und Böses, Leben und Tod erhebt, und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt.“ Diese Scheidekunst ist immer eine dämonische Gabe, nicht nothwendig die eines bösen Dämon. Der Dichter kann sie so wenig entbehren, wie der Politiker und Weltmann, bei Beiden aber verlangt man, daß ein reines Gefühl sie anstößt, und ein ehrenhafter Charakter unschädlich lenkt. Göthe'n ist oft der Vorwurf gemacht worden, den man sonst nur Staatsmännern machen hört, daß er die Menschen nur wie sächliche Gegenstände behandelt, benutzt und geschätzt habe; Verkleidungen und Rollenspielen hat er im Kleinen und Großen, im natürlichen und figürlichen Sinne immer geliebt; er hat das Talent des Schauspielers und des Diplomaten vereint, das uns bei jenem, auf die Kunst gerichtet, entzückt, bei ihm und dem Andern, wo es sich auf die Menschen bezieht, erschreckt. Wie verschieden diese zugleich reizende und unheimliche Anlage wirkt, wie verschieden sie von anderen Seiten durch andere Menschen betrachtet werden kann, wollen wir an einem Beispiele versinnlichen, das leicht für alle anderen stehen kann. Wie Göthe Italien gesehen hat, wie es ihn förderte, wie er den Zauber seines südlichen Klimas, die Reste seiner Alterthümer und Kunst, die

Merkwürdigkeiten seiner Natur ausgebeutet und für seine künstlerische Bildung benützt hat, hat W. v. Humboldt in einem besonderen Aufsatze auseinandergesetzt, durchweg freudig gestimmt über die Erfolge dieser Reise, weil er nur die ästhetische Seite betrachtete, und alles Schöne und Große der göthischen Poesie auf diesem Boden aufgeschossen sah, und weil er selbst in vollem Maaße jene italienischen Genüsse zu schätzen verstand, die ihm „ein fruchtbares Geschäft waren und eine Art Verachtung gegen die Thätigkeit“ erweckten. Aber Niebuhr sah diese nämliche Reise mit ganz anderen Augen an<sup>198)</sup>. Ihm war es gräßlich, daß Goethe dies Land nur als eine Ergözung für sich betrachtete, überall nichts sah, als was zu einer unendlichen Dekoration des erbärmlichen Lebens gehört, alles Große vornehm beschaute, und wo es von dem Entgegengesetzten verdrängt ist, sich an der komischen Seite dieses Letzteren ergöhte. Er fügte vortrefflich hinzu, daß er selbst in das andere Extrem gehe, daß sein politisch historischer Sinn sich schon bei dem befriedige, wofür Goethe keinen Sinn hat, daß er unter freien Bauern, die eine Geschichte haben, vergnügt leben könne, ohne die Kunst zu vermissen; er behauptete aber, daß ein ächter und sicherer Kunstsin ohne den historischen nicht sein kann, weil die Künste nichts Abgesondertes sind. Und in der That ist diese scharfe Widersezung völlig gerechtfertigt, wenn man das Extrem der menschlichen Kälte in Humboldt oder Goethe gewahrt, die von der künstlerischen Wärme gleichsam hervorgerufen scheint. Goethe sagt im Leben Winkelmann's in einer Stelle, die er aus einem Briefe Humboldt's sich zu eigen machte und adoptirte: er kenne nur zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die Campagna von Rom anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wolle, denn nur bei einer so göttlichen Anarchie und himmlischen Wüstenei hätten die Schatten Platz, deren einer mehr werth sei, als dies ganze Geschlecht. Dieser Satz mag leicht eine unbedachte Künstlernatur enthusiastisch miren; ein Mann von historisch-politischem Sinne aber, der gerne lebende Geschlechter um sich sähe, die es mit den Ahnen, geschweige mit deren Schatten, aufnehmen, wird davor schauern, ein elend gedrücktes Volk nur als Staffage einer trümmervollen Gegend betrachten zu wollen und behandelt zu wünschen.

Damit unsere Leser den Faden nicht verlieren, so wiederholen wir, daß auf Goethe's Erziehung und Schule, sowie auf seinen frühesten Dichtungen, die uns übrig geblieben sind, der Druck der Zeit, der kleinen

198) Briefe. II, 289.

Verhältnisse, der engen Literatur sichtbar lastete, daß aber sein Dichterberuf gleich in den Symptomen seiner frühesten Entwicklung ganz entschieden vortrat und erwarten ließ, er werde bei jeder größeren Anregung die Bürde der alten Zeit abzuwerfen trachten. Er hatte schon als Knabe aus den Poeten des alten Schlags Klopstock wohl herausgefunden; in Leipzig fing ihm das schöne Naturell Wieland's aufzugehen an: er ließ dort Gellert und die Aehnlichen fallen. Aber noch war er ganz rathlos, den Wirren der literarischen Kritik gegenüber, und man merkt aus seiner späteren Darstellung genau, wie ein einziges Muster, wie Lessing's Minna, wie ein Aussatz seines Landsmannes Joh. Georg Schloffer ihm über alle Regel gilt, ihn beruhigt und ermuntert. Er hatte die glückliche Gabe der Gläubigkeit, die der Jugend heutzutage abgeht, sonst aber natürlich ist: er ließ das Schöne auf sich wirken, ohne sich den Genuß durch Grübeln und Untersuchen zu verkümmern, durch verständiges Urtheilen zu verleiden. Er lernte vorzugsweise, wie er es nannte, durch Irradiation; nur die Natur und die größten Geister machten ihm etwas begreiflich; im Halben, im Einzelnen etwas zu fassen, fand er unmöglich. So war es natürlich, daß das Kunstwerk ihn mehr reizte, als die Kritik, und was ihn als Kritik anziehen sollte, mußte die Geschlossenheit eines Kunstwerks an sich tragen. Daher war Lessing's Laokoon offenbar das erste Buch dieser Art, was ihn neben Winkelmann's Kunstgeschichte fesselte, und was ihm eine höhere Aussicht in diesem Gebiete darbot, so lange er für seine anschauende Natur noch immer die würdigen Gegenstände vermiste. „Wie vor einem Blinde erleuchteten sich ihm alle Folgen des herrlichen Gedankens, der die bildenden und Redekünste schied, alle bisherige Kritik war wie ein abgetragener Rock weggeworfen, und man hielt sich von allem Uebel erlöst.“ Nicht ohne einen Seitenblick auf Herder, der an dem hohen Sinne marktete und mäkelte, gibt Göthe an, daß dieses Buch, so sehr im rechten Augenblick erschienen, seine volle Wirksamkeit auf ihn geübt, daß er sich ganze Epochen seines Lebens liebevoll damit beschäftigt und sich eines überschwenglichen Wachsthums erfreut habe. Diese Lektüre ward die nächste Veranlassung, daß Göthe nach Dresden ging, und dort die Kunstschätze kennen lernte, die ihm eine andere Welt öffneten, als er bisher bei Deser<sup>199)</sup> oder seinen frankfurter und darmstädter Malern hatte kennen

199) Deser war Maler und Bildhauer, Direktor der Kunstakademie in Leipzig, ein Freund Winkelmann's. Göthe hatte bei ihm Unterricht im Zeichnen genommen und bekannte sich, ehe er in Italien größere Kunstbegriffe faßte, dem verständigen und

lernen. So öffnete sich ihm im Gebiete des Gedankens durch Lessing, im Felde der Kunstgeschichte durch Winkelmann, in der plastischen Kunst durch jene Gallerie, wie in den Naturwissenschaften durch Buffon ein großartiger Gesichtskreis, auf einer Höhe, wohin ihn kein Dichter seiner Umgebung, es sei denn Klopstock gewesen, in dem Gebiete geführt hatte, das ihm vor Allem theuer war. Es begreift sich daher wohl, daß er sich an Alles klammerte, was ihm eine Aussicht, auf diese Höhe zu gelangen, darbot; daß er verzagte in seiner Hülflosigkeit, in der ihm Niemand Anleitung geben konnte. Er sollte nun von Leipzig nach Hause zurückkehren, und fühlte, daß er vor seinem Vater nicht bestehen würde; er that diesem nicht in der Rechtswissenschaft genug, und sich selbst nicht in dem, was ihm am Herzen lag: dazu hatte seine excentrische Lebensweise ihn kränkelnd gemacht. In Frankfurt (1768) kam er in diesem Zustande in Verbindung mit Fräulein von Klettenberg (derselben, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Geständnisse einer schönen Seele im Meister entstanden), die, wie so viele Frauen, aus Krankheit pietistischen und herrnhutischen Ansichten nachhing, und nach Universalmitteln für ihre Körper- und Seelenleiden suchte. Durch sie ward Göthe auf Hamann aufmerksam; er kam durch sie in Verbindung mit Herrnhutern und sagte selbst, es würde diesen damals leicht gewesen sein, ihn zu dem Jhrigen zu machen. Er stellte mit ihr alchymistische Versuche an, las mit ihr Welling, Theophrast, Helmont und Starkey, bildete sich aus diesen Beschäftigungen mit Kirchengeschichte, Magie und Philosophie ein eigenes System der Religion, das aber sogleich poetisch gestaltet eine Art Kosmopöie ward. Noch späterhin gerieth er über den mosaïschen Büchern auf die wunderlichsten Grillen, er glaubte z. B. gefunden zu haben, daß nicht die zehn Gebote auf den Tafeln gestanden, und seine Disputation über diesen Gegenstand, die mit Ernst bewies, es seien auf diese Tafeln die zehn Grundgesetze der Eigenthümlichkeit des israelitischen Volks geschrieben gewesen, ist neuerdings wieder gedruckt worden<sup>200</sup>). Diese auffallende Zuneigung zu dem Mystischen und Mysteriösen,

denkenden Manne sehr verpflichtet, aus dessen Umgang er gelernt haben wollte, „daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickele, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers.“ Diese Stelle ist aus einem Briefe von 1768; 1770 schreibt er an C. Reich: „Nach Deser und Schäckespeare ist Wieland noch der Einzige, den ich für meinen ächten Lehrer erkennen kann; andere hatten mir gezeigt, daß ich fehle, diese zeigten mir, wie ichs besser machen sollte.“ (C. Göthe's Briefe an Leipziger Freunde. p. 120 und p. 217.)

200) In Döring's: Göthe in Frankfurt. 1839.

diese Duldsamkeit gegen die magischen Künste und jede Schwärmerei steckte in jener Zeit, wo sie epidemisch war, alle strebenden Köpfe an, und Jung, Herder und Lavater sind hier nur zeitweise und stufenweise von Claudius, Göthe, Forster und Anderen verschieden. Forster, der von 1779—83 in Verbindung mit Geheimorden in Kassel den Stein der Weisen suchte, gibt uns gelegentlich zu verstehen, wie viel bei diesen Thätigkeiten poetische Selbsttäuschung mitwirkte. Er wünschte, sein nüchterner Freund Lichtenberg möchte auch ein wenig schwärmen; er finde es so liebenswürdig zu schwärmen, so lange man sich dessen bewußt ist: nur über diese Grenze hinausgehend phantasire man im hitzigen Fieber. Und so deutet auch Göthe an, daß ihn in seinen kabbalistischen Studien nichts reizte, als die phantastischen Verknüpfungen, in denen man hier die Natur darstellte, und daß er nichts davontrug, als die „Terminologie, in der man etwas, wo nicht zu verstehen, doch zu sagen glaubte.“ Daß auch diese Beschäftigungen Göthe's nicht zu großer Befriedigung führen würden, war zu erwarten, und daß er kein gutes Gewissen dabei hatte, bezeugt, daß er sie in Straßburg, wohin er sich jetzt begab, vor Herder'n sorgfältig verbarg.

Denn dieser war es, der hier die Nebel vor seinen Augen zertheilte. So Vieles, was in Göthe nur erst als dunkle Ahnung lag, war in dem fünf Jahre älteren Herder, besonders durch den Anstoß jener Seereise, schon klar und reif geworden. Jener Sturm gegen alle Schulgelehrsamkeit und Compendienwissenschaft, jener Drang nach der Entwicklung des Menschen und aller seiner Kräfte, die mit Logik und Metaphysik nicht gebildet werden, jene Anerkennung der Empfindung und Leidenschaft, Alles, was Göthe nur kaum schmerzlich vermisse, das hatte Herder gerade jetzt im freudigsten Besitze und theilte es freigebig aus. Noch war Göthe bisher in lauter solche Kreise gerathen, wo das „Geltenlassen, Schönthun, Loben und Tragen“ herrschte, wie es die Zeit der anakreontischen Dichter und der Bremer Beiträge gewohnt war; jetzt traf er mit Herder zusammen, der all das Schelten und Schimpfen, was er von Hamann hatte erdulden müssen, an seinen jungen Freunden wieder ausließ, und daher den Beinamen des Dechanten (Swift) trug. Er bestürmte die „Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, den Stolz und Hochmuth, der in Göthe liegen mochte“; dieser kam ihm zutraulich und mit einer unerfättlichen Wißbegierde entgegen, und ehe noch das Abstoßende, was Herder für ihn hatte, wirkte, hatte ihn seine anregende Kraft schon gefangen genommen. Er verleidete ihm die kleinlichen Verknüpfungen und Liebhabereien, die er von seinem Vater überkommen

hatte, er verwarf ihm das Interesse an seinen Siegel-sammlungen u. dergl., er machte es lächerlich. Er nöthigte ihm mit seinen Kenntnissen und Einsichten Achtung ab, riß ihn auf seine großen Standpunkte mit, und flößte ihm das Selbstvertrauen ein, das bald an die Stelle von Göthe's blödem Zögern treten sollte. Dieses Vertrauen zu wecken, die eigenen Kräfte in sich hervorzurufen, den Wett-eifer zu schärfen, half gewiß das Mißbehagen vortrefflich mit, das ihm Herder's ewige Unzu-friedenheit und bitterer Tadel, seine Spottsucht und Sarkasmen anregten. Seine bedeutenden Gespräche, seine neuen Ansichten förderten ihn stünd-lich; aus den dunklen Regionen heraus, in die ihn seine mystisch-religiösen und chemischen Beschäftigungen in Frankfurt geführt hatten, aus dem engen und abgezirkelten Wesen, das er sich in Leipzig ange-wöhnt, riß ihn Herder in die literarische Welt, die ihm fremd geblieben war, und deren aufstrebende Bewegung ihm jetzt ansing die mangelnden Anregungen der politischen Welt einigermaßen zu ersetzen. Die „Gäh-rung in diesem Geiste, dieses eingehüllte Streben mußte einem Menschen wie Göthe einen grundtiefen Eindruck zurücklassen. Alles, was Herder im Laufe seines Lebens ausführte, fand Göthe, als er sein Leben schrieb, in der Fülle der wenigen Wochen, die sie zusammen lebten, angedeutet! Und wäre Herder methodischer gewesen, hätte er eben so gut zu leiten als anzuregen gewußt, so würde er, wie er meinte, auch für eine dauer-hafte Richtung seiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden haben. Dann aber hätte Herder den lenksamen Jüngling gewiß auf Seitenwege geführt, die nun vermieden wurden, da seine Einflüsse bloß negativ waren. Er stürzte ihm seine dichterischen Ideale, „zerriß den Vorhang, der Göthe'n die Armuth der deutschen Literatur bedeckte, zerstörte mit Grausamkeit so manches Vorurtheil; an dem vaterländischen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Sternschnuppen behandelte; ja was Göthe von sich selbst hoffen und wähen konnte, verkümmerte er ihm so, daß er an seinen Fähigkeiten zu verzweifeln begann. Zu gleicher Zeit aber riß er ihn auf den herrlich breiten Weg, den er selbst zu durchwandern geneigt war, machte ihn auf Swift und Hamann aufmerksam, und schüttelte ihn kräftiger auf, als er ihn gebeugt hatte.“ Die Poesie zeigte ihm Herder von der neuen Seite, die wir schon kennen. Das Lieblingsbuch seiner Jugend, die Bibel, mußte Göthe durch ihn in einem ganz neuen Lichte sehen; er lernte durch den Blick auf die Natur und Volksdichtung, „daß die Poesie eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil eini-ger feinen gebildeten Männer.“ Seinen David suchte ihm Herder zu ver-

leiden, an dem er keine unmittelbare Wahrheit fand; der Vikar von Wakefield wurde ihm durch Herder bekannt, und dieser lenkte dabei sein Urtheil auf das formale Verdienst des Kunstwerkes von dem stoffartigen Empfängniß ab, wie es Göthe später so nachdrücklich bei Anderen that. Auch Shakespeare ward in ihrem Kreise viel besprochen und überhaupt eine unendliche Masse von Ideen in Fluß gebracht; und wohl durfte Herder, als er Straßburg verließ, sich der guten Eindrücke rühmen, die er, und zwar mit Vorwürfen, auf Göthe gemacht hat, den er damals „leicht und spaßemäßig“ nannte. Dies waren eigentlich die ersten Anstöße zu dem ungemein regen persönlichen Verkehre, der jetzt bald längs des Rheins unter den Literaten aufleben sollte. Jung Stilling befand sich hier, der sich von Herder'n förmlich exaltiren ließ; Perse, dem Göthe im Götz ein Denkmal setzte; Wagner und Lenz, die in einer deutschen Gesellschaft um den Aktuarus Salzmann gruppiert standen, übrigens zu Göthe's nächsten Anhängern und Schülern gehörten. Wie hinreißend die Einflüsse Herder's in diesem Kreise waren, zeige Göthe's Schriftchen über deutsche Baukunst, das in den Blättern von deutscher Art und Kunst neben den obenerwähnten Aufsätzen Herder's wieder abgedruckt ward. Göthe war von Jugend auf mit Vorurtheilen gegen die gothische Kunst aufgewachsen; er legte sie vor dem Münster in Straßburg ab; aber dies war so wenig Ueberzeugung, daß gleich nach seiner Entfernung von dort der Gypsabguß eines Capitäls der Rotonde, den er in Mannheim sah, seinen Glauben an die nordische Baukunst schon wieder erschütterte. Mit Mühe war Göthe später zu überreden, dies Blättchen unter seine Werke aufzunehmen, und er erinnerte sich kaum des Zustands, in dem er zu diesem Enthusiasmus gebracht ward. Hier ist ihm Erwin ein Heiliger, hier wird die charakteristische Kunst für die einzig wahre erklärt, was er später verspottete; hier lacht er der Franzosen, die nichts als die Alten anerkennen wollten. Nach Hamann's Manier hüllte er seine einfachen Sätze in seltsame Worte und Phrasen, und es klingt ganz in Herder's Sturm- und Drangstil, wenn er seinen französischen Kenner anspricht: „Was soll uns das, daß der erste Mensch vier Stämme einrammelte, vier Stangen quer darüber verband und Aeste und Moos darauf deckte? Und es ist noch dazu falsch, daß deine Hütte die erstgeborene der Welt sei. Zwei an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vorn, zwei hinten, und eine querüber zum First, ist und bleibt eine weit primävere Erfindung, von der du nicht einmal ein Principium für deine Schweinfälle abstrahiren könntest.“ Mit diesem gothischen Geschmack hängt das Wegwenden vom französischen, das Wohlgefallen an der niederländi-

schen Malerschule und die Hinneigung zu Shakespeare eng zusammen. Straßburg war der rechte Ort des Streits der französischen und deutschen Literaturtendenzen; in dem jungen Kreise war der Zug zum Vaterland, zur Jugend und Natur entschieden. Die französische, encyclopädische Literatur schien ihnen bejährt und welt; ein Buch wie das *systeme de la nature* von Holbach kam ihnen grau, cimmerisch, todtenhaft vor; ein Mann wie Voltaire erschien als ein altes eigenwilliges Kind und war Göthe'n besonders durch sein Bekämpfen der Bibel fatal; alle Metaphysik verleidete ihnen; sie suchten nach Erfahrung, Leben und Dichtung. Rousseau und Diderot selbst drängten von allem Verwickelten zum Einfachen, von Kunst zur Natur zurück; sie sahen in Straßburg den Schauspieler Aufresne, der gegen den hergebrachten Stil und dessen Vertreter Le Cain Opposition machte. In Göthe's Gesellschaft sollte nichts gelten als Wahrheit, Natur, aufrichtige Empfindung, Geradheit, Derbheit, und was man Alles als deutsche Art hinzufügen konnte. Für diese Richtung gab Shakespeare die ächte Nahrung. Dobb's beauties of Shakespeare hatten Göthe zuerst mit ihm bekannt gemacht; dann gab Lessing das Signal, Wieland's Uebersetzung erschien und ward verschlungen und den Freunden empfohlen; bald war die Gesellschaft shakespearefest, ahmte seine Redeweise und seine quibbles nach, versenkte sich in die Natur des Clown, gefiel sich an seinen Witz vor Allem und näherte auf jede Weise ihren Muthwillen. Göthe war hierin voran; der verwandte Genius in ihm regte bei diesen Flügen des Meisters die Fittiche, er gestand es frei, daß er sich mit ihm zu versuchen denke, und die Wagner und Lenz machten dies nach. Lenz besonders schien ihnen ganz der Mann, die Ausschweifung des shakespeare'schen Genius nachzubilden, und Göthe verweist, um in die Unterhaltungen und Ansichten der Gesellschaft zu versetzen, außer Herder's Aufsätzen, besonders auf Lenzens Anmerkungen übers Theater. Hier wird Shakespeare als der kühnste Genius bestaunt, der Erde und Himmel aufwühlt, um Ausdrücke zu den ihm zuströmenden Gedanken zu finden, dessen Figuren vom König bis zum Pöbel überall, auch unter dem Reifrocke, Menschen seien, die warmes Blut im schlagenden Herzen trügen, und kitzelnder Galle in schalkhaften Scherzen Lust machten, keine Vapeurs kennten, nicht in müßigen Formularen hinstürben, nichts von dem tödtenden Wohlstand wüßten! Nach Shakespeare's Beispiele, so wird in jener formlosen, hier lächerlich übertriebenen Sprachweise Herder's gelehrt, soll das Individuelle im Schauspiel vorherrschen; der charakteristische und Karrikaturaler gilt zehnmal höher als der idealische. Alles, was

Aristoteles sagt, ist nichts; die Handlungen sind in der Tragödie um der Person willen da; hier gilt der Grundsatz: *fabula est una, si circa unum sit.*

Wenn Göthe unter diesen Aufregungen sogleich producirt und seine Produkte veröffentlicht hätte, so würde sein erstes Werk, sein Götz von Berlichingen, von den dramatischen Versuchen seiner Freunde Wagner, Lenz und Klinger nicht so außerordentlich abstechen; schon der erste Entwurf, der im Nachlasse bekannt geworden ist, zeigt dies deutlich. Allein die nüchterne Erziehung, die lange Unentschiedenheit, das Mißtrauen gegen sich selbst, wirkte bei ihm hemmend, und dies zeichnet ihn eben vor jenen jungen Männern aus, daß er über dem blinden Schöpfungstrieb Wache hielt, daß er sich zwar des Hervorbringens freute, aber nicht des Hervorgebrachten, daß er sich gymnastisch übte, ehe er auf den Kampfplatz trat. Er nöthigte, nach dem allgemeinen Hange aller damaligen Dichterklubs, Alles zum Dichten, was ihm nur irgend Talent zeigte, er selbst aber hielt zurück. Er theilte die ultranaturalistischen Ansichten seiner Freunde in Bezug auf die Kunst nur insofern, als er seinem vielseitigen Wesen nach einmal vorübergehend sich auch dieser Richtung hingab; der gothische Geschmack, in dem sein Götz, und nachher die Stücke, die in diesen Zeiten schon Wurzel faßten, Egmont und Faust, geschrieben sind, lag bei ihm nur dem klassischen zur Seite. Der Gegensatz gegen alles Einseitige und Extreme, gegen alles Ueberschwengliche und Ausschweifende, der in Göthe's Natur lag, fand bei ihm neue Nahrung, als er von Straßburg weg nach Frankfurt zurückkehrte, und hier in einen andern Kreis von Bekannten kam, die ganz anderer Art waren als die straßburger. Sein Landsmann und späterer Schwager Joh. Georg Schlosser (1739—99) war ihm schon in Leipzig vorübergegangen; jetzt fand er ihn in Frankfurt wieder. Er hatte an der realen und idealen Natur des Menschen Theil, und vereinte mit praktischen Richtungen, mit gedigen Kenntnissen, mit einer ganz strengen, sittlichen und christlichen Tendenz den Sinn für die reformistischen Neuerungen der Jugend, der Göthe angehörte. Durch ihn wurde er mit dem darmstädter Kreise bekannt, dem er schon von Herder angekündigt war: mit v. Hef, Petersen, Wend und Merck, die nachher mit Höpfer in Gießen, mit Göthe u. A. die frankfurter Anzeigen eine Zeitlang leiteten. Unter ihnen ward Merck von dem größten Einflusse auf Göthe; auch Er ein reifer und ruhiger Geschäftsmann, vor dessen Sarkasmen und Bitterkeiten nichts Abenteuerliches bestand. Gegen Herder's Einflüsse gehalten, waren die seinigen ganz verschieden. Herder drängte mit seinem Spotte

Göthe'n in sich zurück, allein zu Merck hatte dieser die Zuversicht, daß er seine schlimme Seite nicht gegen ihn kehren würde; Herder schürte das romantische Feuer, das Merck nur duldete; die swiftische Galle des Ersteren hatte sich gegen das Veraltete in Literatur und Leben gefehrt, Merck richtete die seine eben so oft gegen die Tollheiten der neuen Titanen. Herder's Bitterkeiten flossen aus einem ungemein gesteigerten Selbstgeföhle, Merck's aus der bloßen natürlichen Geradheit seines Urtheils. Jener wollte die Welt umkehren und öffentlich etwas bedeuten, er unterdrückte daher auch den Dichtungstrieb in Göthe, der ihm seine Poesien verhehlte, aber Merck zog diese ans Licht, begründete durch Herausforderung und Herausgabe des Gög den Ruhm des jungen Dichters, und hätte sich gerne an diesem begnügt, wenn ihm Göthe überall Genüge gethan hätte. Frühe erkannte er in ihm und warnte ihn vor der Neigung zum Verschwinden seiner Zeit und seiner Kräfte an unbedeutende Dinge; er warnte ihn vor den Verirrungen der schrankenlosen Jünglinge, die sich an ihn herandrängten. Göthe ward unter diesen neuen Freunden an einen nicht minder freien und kühnen, aber gehaltvolleren Umgang gewöhnt; als er daher nach Wezlar kam und dort eine ähnliche lustige Gesellschaft fand, wie die straßburger, in der sich Behrisch's Thorheiten und Lenzens Verrücktheiten zu erneuern schienen, so war er ihrer sogleich müde. Er schloß sich an Gotter an, knüpfte ein Verhältniß mit Boie und den Göttingern, und als ihm aus diesem Kreise nachher die Stolberge bekannt wurden, sagte ihm Merck das bedeutende Wort, er werde nicht lange mit ihnen aushalten; seine Richtung sei, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, jene suchten das Poetische und die Imagination zu verwirklichen, und das gebe nichts als dummes Zeug. Wirklich fühlte Göthe bald, wie treffend die Urtheile Merck's über seine damaligen Sinnesverwandten waren, durch deren Uebertreibungen er sich bald gehemmt sah mehr als gefördert. Ueberall sehen wir hier Merck, keineswegs wie einen bösen, sondern wie einen guten Dämon an Göthe's Seite, und ganz entschieden auch in solchen Fällen, in denen es dieser noch spät nicht zugeben wollte. Selbst von moralischer Seite scheint er vorübergehend eine Kraft in Göthe hervorgerufen zu haben, die mit dessen gewöhnlichem Zuge, der Natur blind zu folgen, in Kampf trat; denn wie ihm ästhetisch bei den Extravaganzen seiner Freunde, ja bei seiner ersten Anlage des Goeg selber nicht wohl war, so war er auch moralisch weit davon entfernt, sich bei jenen Zuständen ganz wohl zu fühlen, wo „ihn die Wogen der Einbildungskraft und einer überspannten Sinnlichkeit himmelauf und höllenab

trieben.“ Die Episode in Sesenheim hat man so oft gerügt, als ein Beispiel, wie Göthe auch die liberalen und genialen Sitten seiner jungen Freunde theilte. Aber er verlor den Adel seiner Seele darum nicht; das Bewußtsein seiner Schuld und der verlorenen Liebe machte ihn mild; die Ergebnisse seiner reinigen Betrachtungen, meinte er, möchten in den beiden Marien, in Goetz und Clavigo niedergelegt sein. In Wezlar kam er in das bekannte Verhältniß, wo seine Leidenschaften von neuem spielten — es war gewiß kein mephistophelischer Dienst, das Merck seinen Entschluß bestimmte, den Ort seiner Liebe zu verlassen. Göthe nannte das selbst eine Heldenthats; leider muß es ihm in seiner Lebensbeschreibung nicht der Mühe werth erschienen haben, sich selbst vor dem verachteten Publikum in ein vortheilhaftes Licht zu setzen. Die festner'sche Familie ist uns die Bekanntmachung der Briefe aus jenen Jahren schuldig, die mehr als alles Andere das kindliche, durchsichtige, unverdorrene und harmlose Gemüth aufdecken, das Göthe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete; die auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefassten Muth aussprechen, mit dem Göthe damals der Welt entgegentrat, mit dem er Alle, die ihm begegneten, begeisterte, mit dem er in Götz und Werther (1773—74) vor dem Publikum erschien, und mit einem Schlage die ganze Gestalt unserer Literatur verwandelte.

In diesen beiden Werken erkennt sich die zweiseitige Natur Göthe's in jedem Zuge, und durch sie sind beide so bedeutend geworden: Form und Inhalt gehören dem wühlenden und reformatorischen Bestreben jener Jugend an, aber beide sprechen zugleich die Mäßigung in dem Dichter aus, dem es gegeben war, die wilden Stoffe zu bändigen. Er schrieb an Schönborn bei Erscheinung des Werther, wohin er sich selbst ganz niedergelegt zu haben schien, im entschiedensten Gefühle der Selbsterhebung über diese Persönlichkeit. In beiden verräth er wohl, wie er ganz geschaffen war, große Begebenheiten der Zeit poetisch zu bilden, falls sie ihm solche entgegengebracht hätte. Da sie nicht Thaten hatte, so lauschte er auf ihre inneren Beschäftigungen und auf die Ideen, die sie bewegten, und er traf den Mittelpunkt dieses Ideenkreises so genau, daß sich daher die außerordentlichen Wirkungen wohl erklären, die beide Werke in verschiedener Weise machten. Im Götz machte sich das Freiheitsgefühl Luft, das eben anfang in Deutschland Boden zu fassen und, durch Klopstock, Moser und die Schweizer vermittelt, die Jugend zu ergreifen. Besonders in dem göttinger Dichterkreise wurzelten diese Ideen, die von dem Sänger der Messias ausgestreut waren, und mit ihnen war Göthe gerade in Verbindung getreten. Durch ganz Europa

war im 18. Jahrh. ein reformistisches Bestreben fast in alle Kabinette gedrungen; was sich im Großen geltend gemacht hatte in Verfassung und Administration, drang jetzt in die Bureaus und Aemter; in die Formen und das Verfahren der Gerichte flossen humanistische Neuerungen ein; der Geschäftsstil sollte natürlich und lebhaft werden, und Göthe erlebte diese Gährungen so sehr, und machte sie so eifrig mit, daß er in Beziehung auf seine stilistischen Vorzüge dieser neuernden Art Belobungen seiner Vorgesetzten erhielt. Dies war die Zeit, wo ihn Voltaire's Beschützung der Familie Calas und Lavater's That gegen Grebel begeisterte und mit der Welt versöhnte: die Haut für die allgemeine Glückseligkeit daranzusetzen, heißt es im Gög, das wäre ein Leben! und noch ist hier gläubig eine bessere künftige Welt in Aussicht genommen, und das ganze Gedicht athmet in dem Rufe nach Freiheit aus. Wie die göttinger am Alterthume genährten Jünglinge, so flog auch Göthe'n damals das Gefühl des geselligen Druckes ebensowohl in Bezug auf den Staat an, als es ihn in anderen socialen, sittlichen und ästhetischen Beziehungen peinigte. Friedrich der Große hatte selbst das Signal gegeben, den hergebrachten Regierungsschlendrian zu brechen, und Jeder fühlte sich in seiner Sphäre berechtigt dazu mitzuhelfen. Eben jetzt brach auch die amerikanische Revolution aus und brachte schnell eine Masse politischer Ideen in Umlauf, die durch Rousseau unter einem stillen, aber weitverbreiteten Anhange schon lange vorbereitet waren. In Frankreich griffen die Ideen sogleich in das Gebiet des Wirklichen ein; bei uns sprudelte sich der Haß gegen Tyrannen, Höfe und Hofleute in Lust- und Trauerspielen aus. An ihrer Spitze erscheint Gög; ein historisches Schauspiel, eine Staatsaktion von ganz revolutionärem Charakter. Wie das Genie im Poetischen und im Moralischen sich selbst Gesetz sein sollte, nach den Grundsätzen jener Geschlechter, so erscheint hier ein großer Mann in anarchischen Zeiten an der Stelle des politischen Gesetzes. Vortrefflich war dabei der Griff in die Zeiten unseres Volkes, die jeder Bewegung in unserem Nationalleben zum Muster dienen müßten; und ganz neu war das Geschick, mit dem der Dichter in den Ton der verschiedenen Stände, in den Stil der untergegangenen Zeit versetzte, der durch die vestigia veteris leporis so anheimelte, wie später in noch höherem Grade die Hans-Sächsische Färbung des Faust. Noch ehe Herder seine Volkslieder gebracht hatte, war dies Beispiel der Anschmiegung gegeben, das damals am meisten in diesem regellosen Werke auffiel. Shakespeares Dekonomie war mit diesem Ginen Stücke in Deutschland eingeführt, seine Schule spürte sich besonders in der Rolle des

Hofnarren heraus. Gerade das aber, was ein Anderer zuerst aus Shakespeare gelernt hätte, war am wenigsten erfaßt: und dafür traten die Elemente heran, die Göthe eigenthümlich hinzubachte. Das Große, das Historisch-Bedeutende einer Zeit, wie die Reformation war, die Erschütterung der Welt, die kühnen Charaktere eines Luther, Hutten, Sickingen liegen in dämmernder Ferne, jedes starke Moment ist verwischt, ein Held ist gewählt, der sich durch eine Autobiographie erst dem Dichter nahe stellen mußte; der episodische Charakter eines Weibes, bei deren Schöpfung Gott und Teufel ums Meisterstück wetteten, gewann es über den Dichter so sehr, daß er sich selbst in sie verliebte und anfangs nicht allein den schwächlichen Weislingen und den sinnlichen Franz, sondern auch den heroischen Sickingen in ihre Schlingen legte.

Diese Wendung in einem historischen Stücke kündigte schon an, wie geneigt der Dichter war, mehr in seiner eigenen Seele nach Stoffen zu suchen, und wie geschickt, diese zu behandeln. Sein Werther erschien daher in sich vollendeter: er stellte ein Bild des moralischen Genies auf, in Beziehung auf unsere geselligen Verhältnisse gesetzt. Ein Charakter entwickelt sich vor uns, dem alles Bestehende Hinderniß und Schranke scheint; wie er in der Kunst der Regel spottet, so auch der bürgerlichen Gesellschaft, die die Natur in uns zerstöre und nichts als Anständigkeit dafür biete. Collegien und Aemter scheinen ihm den Menschen zu vernichten, und an seiner Stelle nur Philister und Strohänner zu bilden; die Gesetze sind ihm kaltblütige Pedanten; Regel und Ordnung ist ihm in Wohnung, Kleid, Amt, Schrift und Rede verhaßt; er schlägt aus gegen alle Mäkeleien an der Handlungsweise des Gefühls, an dem Glauben des Volks, an Allem, was Empfindung und Phantasie angeht; ihn reute keine Leidenschaft, die auch an Wahnsinn und Trunkenheit grenzte, denn er hatte begreifen lernen, warum man alle außerordentliche Menschen von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. Ein solcher Mensch bekriegt alle Welt und verzärtelt nur sein eignes Herz, lebt ihm ganz zu Gefallen, und verübelt sich's nicht, weil ein Gefühl des Menschlichen in diesem Herzen schlägt; er wendet sich von den Erwachsenen weg zu den Kindern, die ihm nicht wehe thun; von den Menschen zur Natur, die ihm nicht widerspricht; von der Wirklichkeit weg zur Dichtung, und innerhalb der Dichtung von der bewegten Welt des Homer zu den formlosen schwermüthigen Schatten Ossians. Ueber Klopstock und Kleist begegnet sich seine Seele einem gleichgestimmten Wesen, das ihm die Verhältnisse entziehen; an Entbehren ist er nicht gewöhnt, an einen Vertrag, das Band des Lebens nicht einseitig

aufzulösen, kann der Feind des Lebens nicht glauben. Er wird ein Raub der Empfindung, die mit einer Glut und Wahrheit geschildert ist, daß wir nie ohne Seelenbewegung der Entfaltung dieses Charakters folgen werden, der die Marionetten im Grandison und in der Heloise in gewaltigen Schatten warf. Für die Befreiung der deutschen Dichtung von allen fremden Einflüssen war die Erscheinung von Götz und Werther schon ein ganz zuversichtlicher und tumultuarischer Sieg, während Lessing's Stücke noch Schlachten, die nur mit der höchsten strategischen Vorsicht gewonnen waren.

Die Wirkungen beider Stücke waren unermesslich für die Dichtung, wie für die Zustände des Lebens. Die wilde dramatische Skizze schmeichelte dem zügellosen Hang der Jugend; „sie glaubte daran ein Panier zu sehen, unter dessen Vorschriften Alles, was in ihr Wildes und Ungeflachtes lebte, sich wohl Raum machen dürfte“; und Göthe besaß besonders einen Brief von Bürger, der als wichtiger Beleg dessen gelten konnte, was die Erscheinung des Götz damals aufregte. Gesezte Männer fürchteten, er begünstige die Anarchie und das Faustrecht und möchte gern diese Zeiten wieder herstellen. Er selbst hatte die Absicht, noch eine Reihe historischer Stücke zu schreiben, und trug sich einmal mit dem Plan zu einem Julius Cäsar, der, nach einigen Resten zu urtheilen, in dem Gözischen Kraftstile gehalten sein sollte, und von dem der Dichter selbst vorher fühlte, daß er nicht Allen gefallen würde. Seine Freunde fingen an Schauspiele in diesem Geschmacke zu machen; eine ganze Saat von tragischen Dichtern wuchs aus diesem Einen Stücke auf, das nach den verschiedensten Seiten hin auswucherte. Mit der ungefähr gleichzeitigen Emilie Galotti verschmolz das Stück in den Augen der meisten Nachahmer in Eins; unsere plötzlich erzeugte Tragödie nahm meist ihre Schauspiele aus unserem gesellschaftlichen Leben, wie Lessing that, zeichnete aber groteske Züge und schreckliche Larven, ungeheure Szenen mit nachlässiger Hand ins Grobe hin, wie man es im Götz gefunden haben wollte. Diese Gattung wandte sich der Bühne zu, eine andere wandte sich ganz von ihr ab: das historische Schauspiel, oder besser der dialogisirte historische Roman, wie ihn die Schlenkert, Spieß, Cramer und Aehnliche behandelten. Diese rohen Auswüchse, diese Mordspektakel, die in bombastischen Furiosos den kläglichsten Plattfuss schlecht verhüllen, mögen jetzt wohl kaum mehr das Knabenalter entzücken, und sind schon längst in die Tabagien der Soldaten herabgekommen, wohin wir ihnen gewiß nicht folgen werden; die eigentlichen

Tragödien aber, die aus Göthe's Schule hervorgingen, werden wir weiterhin zu betrachten Gelegenheit haben. Götz von Berlichingen, werden wir sehen, wirkte rein schaffend, anregend, hervorruhend, weit auf die Folgezeit hin; Werther dagegen schloß mehr die sentimentale Periode ab oder zeitigte sie. In der Literatur konnte dieser nicht so nachhaltige Nachahmungen verursachen, nachdem Yorick, Young, Ossian und die Sentimentalität der Freundschaftszeit schon vorausgegangen war. Auf Siegwart blieb mit Unrecht die Benennung dieser Jahre hängen, die weit richtiger durch Werther charakterisirt und bezeichnet würden, schon weil er die starkgeistige Seite der Zeit mit in sich schließt. Die Tragödie bildete sich überhaupt weiter, der Roman aber nahm, schon als Werther erschien, eine ganze praktische Richtung, die dem ausschließlichen Tone jener Empfinderei und jener weinerlichen Schwermuth in Miller's Profaschriften nicht günstig war. Im Götz war eine dichterische Gattung angegeben, die in sich die Fähigkeit hatte sich fortzupflanzen; Werther war ein zu unmittelbares Abbild des Lebens, um nicht seine nächsten und unmittelbarsten Wirkungen auf das Leben zurück zu machen. Der Dichter stand selbst damals in der Periode der gestörten Ideale, die jedem Jüngling natürlich ist, und die im 8ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts, wo sich Alles um die Dichtung drängte, wo man die Wirklichkeit mit der Poesie maß und verglich, eine gemeinsame für die ganze deutsche Jugend war. Unbestimmte Triebe, ein dunkles Bestreben, ein gesteigertes Gemüthsleben, eine hochfliegende Phantasie stießen überall an die Schranken der gegebenen Zustände an, und Lebensüberdruß bemächtigte sich des erregten und leidenschaftlichen Geschlechts. In dieser Lage nährte man sich gerade an den düsteren Gestalten der englischen Poesie, deren finsternen Charakter Göthe vortrefflich geschildert hat; Shakespeare's Hamlet beschäftigte die Gemüther, Young und Ossian lagen den Herzen nah. „In solchen Elementen, bei solchen Umgebungen, Liebhabereien, Studien, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen nicht aufgeregt, in der Aussicht auf ein schleppendes bürgerliches Leben, war in dem unmuthigen Uebermuth der Gedanke das Leben zu verlassen an der Tagesordnung. Dieser allgemeinen Stimmung hatte Werther seine Wirkung zu danken; er erregte nicht eine Krankheit, sondern deckte das vorhandene Uebel auf.“ Denke man nun, daß Göthe aus den eigenen Erfahrungen eines überreichen Herzens schrieb, daß den letzten Anstoß der durch eine ähnliche Lage veranlaßte Selbstmord des jungen Jerusalem gab, der die

allgemeinste Theilnahme in Deutschland erregte<sup>201</sup>), daß Göthe seine Erzählung in raschen, bewegten Briefen in weniger Zeit, aus der ersten Hand, mit genauer Benutzung von Originalnachrichten über die Katastrophe Jerusalem's hinwarf, so begreift man wohl die stoffartigen Wirkungen des Buches, die unglücklichen Folgen der Lektüre, die Aufregung der Gegner, die in Milton's, in Lessing's, in Lichtenberg's Geiste das Vergöttern des sinnlichen Triebes haften, oder die moralische Entnervung der Charaktere fürchteten. Man begreift aber auch die Bewunderung einer Darstellung, in der sich Kunst und Natur, Dichtung und Wahrheit, Excentricität und geistige Gesundheit, Sentimentalität und Naivetät, Bewegung und Ruhe so innig die Hand reichten.

Denn wirklich schien es ja, als ob jetzt in Erfüllung gehen sollte, wovon unsere guten Pedanten seit Jahrhunderten träumten, als ob ein Dichter uns geboren sei, der jene Eingebung, die Gabe des dichterischen Enthusiasmus, der unmittelbaren Empfängniß wiedergebracht habe, wie man sie in den Sängern der Urzeit vermuthete. Er fand es sich selbst von seiner Mutter angeerbt, alles Phantasievolle heiter und lebendig vortragen zu können, auch das Gemeine gab sich ihm leicht zu poetischer Auffassung hin, die Schwierigkeiten der Form kannte er nicht und übersprang sie, wo er sie kannte. Wie dem Musiker eine Melodie, so stellte sich ihm des Nachts ungerufen und unwillkürlich, ohne bestimmten Anlaß und besondere Erregung, ein Lied ein, das er sich her sagte, und oft vergaß, oft wie einen flatternden Schmetterling haschte und auf sein Pult heftete. Von früh auf wehrte er sich gegen den Druck seiner Sachen; lebendig, wie sie empfangen waren, wollte er sie auch wiedergeben; er erzählte seine Märchen schon als Knabe; er trug jahrelang seine Pläne und Entwürfe in sich herum; schrieb er etwas nieder, so erhielt nur der lebendige Vortrag seine Freude daran; Alles was aus dem Stegreif geschah, Dichten und Spielen, war seine besondere Lust; alles Theoretisiren und Kritzeln haßte er, als einen augenscheinlichen Mangel an Schöpferkraft. Spät bildete er sich noch aus der bloßen Art und den Mitteln des Vortrags eine Theorie der dichterischen Gattungen; und er war in Weimar nachher darum so sehr an seiner Stelle, weil hier sein Talent freien Spielraum hatte, mit den heiteren Scherzen der Kunst das Leben zu verschönern, und „im Spiel und Tanz, in Gespräch und Theater den Freudenkreis ununterbrochen durch die 52 Wochen

201) Gotter schrieb seine bekannte Epistel bei diesem Anlaß und spielt auf den Tod des jungen Mannes darin an.

des Jahres zu schlingen.“ Es war, als ob die ältesten Zustände uns wiederkehren sollten; als ob der Rhapsode und Volksfänger lebendig erschienen wäre, von dessen Gesängen Herder nur sprechen und rühmen konnte. Niemand hat so sehr wie Er das deutsche Volkslied erneut, so einfach wie dieses empfunden, so viel Anschauung für die Phantasie, so unendlichen Raum für die Musik gegeben<sup>202</sup>), so wenig sich von Vers und Reim im melodischen Fluß der Empfindungen stören lassen. Wir haben nichts Lyrisches als unser altes Volkslied, was so, wie Göthe's Jugendlieder, Alles mit Bildern zu beleben, allen Gedanken Gestalt zu geben wüßte, was ohne kühne Metaphern und schwere Apparate so Vieles in so einfacher Weise sagte, was so mächtige Leidenschaften aufhüllt, und doch in einer reinen Natur so gefühlt und beschwichtigt. Sein Naturleben spricht sich in seinen Liedern nicht als das gesellige, wie bei Voß, als das andächtige oder heiter beobachtende, wie bei Hebel, aus, sondern als das eines träumerischen, phantastevollen Gemüthes; er hat das Naturlied geadelt, und wenn er Schäferlieder von Damon und Phyllis, von Luna und Zephyr singt, so geht Alles in der schlichten Natur so ohne Misfälligkeit mit, wie die gelehrten Brocken des alten Volksliedes.

Wie in diesen Jugendwerken Göthe durchaus in einer freien und kühnen Weise auftritt, die kaum im Hintergrunde seine spätere Aenderung ahnen, so wie die spätere Beschreibung seines Jugendlebens kaum diese frühere Natur durchblicken läßt, so warf er sich auch kritisch und polemisch damals der deutschen Welt und Literatur gegenüber, immer von dem edlen Bestreben erfüllt, wie er an Mösers Tochter schrieb, „demjenigen, was vor unseren Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend näher zu kommen;“ überall von dem Wunsche beseelt, eine Gemeinschaft der besten Menschen der Zeit zu fördern, sich, wie er sang, des Halben zu entledigen, im Ganzen, Guten und Schönen resolut zu leben. Er war jetzt durch seine beiden Werke an das Licht des Tages gezogen, seine Einsamkeit ward plötzlich gebrochen, Lob und Tadel riß ihn aus sich selbst und seinem Stillleben heraus. Er trat mit Merck und den Anderen in den Frankfurter Anzeigen kritisch auf, ganz in dem neuen Tone, den Herder angegeben hatte, oder in Lessing's reformatorischem Geiße. Mit Hestigkeit zieht er hier gegen kleinliche Moralisten,

202)

„Nur nicht lesen, immer singen,  
und ein jedes Blatt ist Dein!“

schwache Dichterlinge, vornehme Zeloten, neue Propheten, gegen Unsitte und Ungeſchmack des Jahrhunderts, gegen alle Systemmacherei und Dilettantismus, gegen finſtere Religionseiferer zu Felde, aber auch gegen kritiſche Rezer und Freigeiſter, wie Unzer und Mauvillon; das wahrhafte Genie ſchützte er ſelbſt in ſeinen Thorheiten. Er ehrte Lavater und Wieland: er rechtfertigt dieſen gegen die ängſtlichen Moralisten: Kenner des Herzens würden entſcheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Leidenschaft nicht geſchwin- der zum Ziele der Sittlichkeit führte, als die kürzeſte Linie des morali- ſchen Raiſonnements. Er verbittet ſich von Sulzer die Moralpredigten, und rechnet ſich geradeaus zu denen, die nach deſſen Theorie mit den Künſten Unzucht treiben. Er wünſchte in deſſen Kunſtartikeln mehr Auf- ſchluß an Leſſing und Herder zu ſehen, in ſeinen philoſophiſchen nicht bloß Darzählung der Markſteine, ſondern auch ein wenig Bacon'sche Bilderſtümerei, Fingerzeige, Ahnungen zu Entdeckungen des Colum- bus. Er lehnt ſich gegen das verzwickte, alltägliche Geſchlecht unſerer Dichterlinge auf, und er bittet den Genius des Vaterlands, gleichſam ſich ſelbſt zeichnend, um einen Jüngling, der voll Jugendkraft und Mun- terkeit der beſte Geſellſchafter wäre, den zu fangen die Schönen alle ihre Reze ausſtellten, deſſen empfindendes Herz ſich auch wohl fangen ließe, ſich aber ſtolz im Augenblicke wieder losriſſe, wenn er, aus dem dichter- tenden Traume erwachend, fände, daß ſeine Göttin nur ſchön, witzig und munter ſei; deſſen Eitelkeit ſich der Zurückhaltenden aufdränge, ſie durch erlogene Seufzer und Thränen eroberte — und auch wieder ver- ließe, weil ſie nur zurückhaltend war; der uns dann alle ſeine Freuden und Leiden und Thorheiten mit dem Muth eines unbezwungenen Her- zens vorjauchzte, verſpottete; und an dem endlich offenbar würde, daß nicht Fläche und Weichheit des Herzens an ſeiner Unbeſtimmtheit Schuld habe, wenn er ein Mädchen fände, das ſeiner werth ſei. — Den Ueber- muth einer kräftigen Geſinnung und eines friſchen Alters, ſowie den fecken Humor der von Idealen erfüllten Jugend hatte Göthe ſchon ganz frühe genährt, und ſchon in Leipzig hatte er einen polemischen Muth- willen an Clodius ausgelaffen, deſſen pomphaſte und hohle Oden in Ramler's Manier ihn ärgerten, und zu deſſen Medon er eine Prolog- Harlekinade ſchrieb, die die Zeiten Roſt's und Gottſched's wiederzubrin- gen ſchienen. Was gegen ſein poetiſches Glaubensbekenntniß, was gegen die Träume, die ſich ſeine dichterische Phantaſie ſchuf, damals grob ver- ſtieß, erfüllte ihn mit Muth. So haſte er, obwohl im Herzen den ratio- nalen Neuerungen der Theologen zugethan, das Moderniſiren der alten

Begriffe und Zustände, das Verdrehen und Bepötteln der Bibel und der Prophezeihungen, mit denen ihm ein guter Theil des poetischen Gehaltes verloren ging; sein Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes (modernisirte Paraphrasen der Evangelien) gegen Bahrdt (1774) floß aus dieser Quelle. — Wieland war immer Göthe's Liebling gewesen, Musarion und Agathon seine Freude: seinen Auszug gegen Pfaffen und Tyrannen im Schach Gebal hatte er mit gleicher Bestimmung gebilligt. Allein jetzt reizte er Göthe'n mit einer tadelnden Beurtheilung des Götz, die er in seinem Merkur hatte abdrucken lassen. Bei näherem Zusehen fand sich, daß er für nichts Kräftiges und Frisches Sinn hatte, daß er den großen Meister Shakespeare selbst mishandelte und das Verdienst seiner Uebersetzung durch die Noten aufhob. Die modernen Halbgötter in seiner Alceste verriethen, daß er von dem eigentlichen Wesen des Alterthums eben so wenig einen Begriff hatte, als von der Kunst, die Sitten und Charaktere anderer Zeiten in einem entsprechenden Stile darzustellen. Es schien endlich, als ob der Mann, der bisher unter die Genien des Tags gezählt wurde, seinen Rückzug zu den Pedanten der alten Zeit nähme, als er in Weimar seinen Merkur begann den er ausdrücklich im Gegensatz gegen die „hündische Art von Kritik“ unternahm, wie sie in den Frankfurter Anzeigen herrschte. Das Bardenwesen, die cynische Genialität, der Ultraenthusiasmus war ihm in unserer Literatur zuwider geworden; er ärgerte sich über die Leute, die, wenn sie ein Bißchen Wig und nichts zu essen hatten, sich über alle Rücksichten wegsetzten. Seine ganze literarische Thätigkeit quälte sich jetzt mit diesem Merkur herum, in dem alle die breite Mittelmäßigkeit und Spießbürgerlichkeit herrschte, aus der Göthe mit Macht herausarbeitete; und nirgends sieht man so tief in die bodenlose Gemeinheit des deutschen Zeitschriftwesens hinein, als in den merkurialischen Briefen Wieland's, die in aller Ehrlichkeit die Kunstgriffe auseinanderlegen, mit denen solche Unternehmungen bei uns geführt, und das Publikum in ihnen geäfft und betrogen wird. Haß und Liebe hatte bei Göthe und seinem Kreise damals keine Grenze, Rücksicht und Schonung kannte man nicht, wenn der Kegel des Muthwillens stand. Die Farce Götter Helden Wieland (1774) hing sich an die Alceste und die Noten des Shakespeare<sup>203</sup>; sie „turlupinirte den Autor

203) „Wäre er klug, und er könnte die Stelle, wo er Deiner (des Euripides) spottet, und die Noten zum Shakespeare mit Blut abkaufen, er würde es thun.“ Herkul es: Geh in Dich, und bitte den Göttern ab die Noten über den Homer, wo wir Dir zu groß sind. Wieland: Wahrlich, Ihr seid ungeheuer! Ich habe Euch mir niemals so imaginirt.

über seine Mäthherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt," wie Göthe an Schönborn schrieb, „auf eine garstige Weise;“ sie macht es aber doch noch gnädig, und ein freundlicher Brief an Wieland stellte das Vernehmen zwischen Beiden auf guten Fuß. Nicht so friedlich ging es mit Nicolai ab. Unter den zahllosen Schriften, die Werther hervorgerufen hatte, und unter denen eines Engländers „Gesändnisse der Lotte“ mit einem wirklichen Facsimile ihrer Handschrift und ihrem Bildnisse die unverschämteste war, erschienen auch Freuden des jungen Werther von Nicolai (1775), ein Kritikroman voll Galle auf das junge Geschlecht der Volks- und Schauspieldichter, deren Krastsprache darin auf eine äußerst matte Weise verspottet wird. Der Geschichte wird darin eine bekannte und unsaubere Wendung gegeben, und Göthe, der die Schwäche hatte, Anderer Muthwillen und Tadel eben so wenig ertragen, wie seinen eigenen zurückhalten zu können, rächte dieß in einem Spottgedichte, das den unberufenen Kritiker in einer unsauberen Stellung auf Werther's Grab zeigte, und trotz Göthe's Vorsicht denn doch bekannt geworden ist<sup>204</sup>). Ein Allgemeiner Lärm erhob sich in Göthe's Bekanntschaft gegen das „Geschmäclerpfaffenwesen“ der deutschen Bibliothek und ihren Unternehmer, gegen diesen Usurpator der deutschen Kritik, den Diktator in Religion und Wissenschaft, den Hauptgegner fast aller der Genialitäten, die sich in diesen Jahren hervorthaten. Jung Stilling schrieb die Schleuder eines Hirtenknaben gegen seinen Sebalduß Nothanker, im Aerger über die Ausfälle gegen die Frömmeler, und Nicolai wollte wissen, daß Göthe ihn in seinen Schimpfsworten darin (die Jung nachher abbat) bestärkt hätte; er ließ ihn durch Merck warnen, nicht mit ihm, wie mit Wieland, Kage und Maus zu spielen; er wisse, daß er vor dem Publikum sehr bald mit ihm fertig werden wollte! Unberufene Einmischer machten den Bruch größer. Für Nicolai's Werk galt eine Flugschrift: Menschen, Thiere und Göthe; für Göthe's die Farce Prometheus, Deukalion und seine Recensenten, die Wagner aus Unterhaltungen mit Göthe in dessen Manier gegen Wieland, Nicolai, Jacobi, die Tadler des Werther richtete. Prometheus schickt darin den Deukalion in die Welt, über den sich nun das Recensentenvolk, Ganz, Esel, Uhu, besonders aber der Merkur, die Iris und der Drangutang hermachen. Iris (Jacobi) hat das Herz voll von Deukalion, aber aus Furcht vor Drangutang zieht sie sich zurück, Merkur bietet ihr den Arm, der Drangutang setzt dem Deukalion einen anderen

204) Ist gedruckt in Voas' Nachträgen.

Kopf auf, denn „dies ist sein Element, zu bauen auf fremdes Fundament“<sup>205</sup>). Göthe erkannte in diesem übrigens rohen Nachwerk seine Gedanken und seine Manier wieder; unter seinen Freunden war dieser Hans Sachs'sche Stil stehend geworden, der sich so sehr der Poesie des Tages anfügte und den heiteren Humor unterstützte, und den Göthe nachher auch nach Weimar hinüberpflanzte. Ob dieser Stil Göthe'n oder Merck früher eigenthümlich war, kann man zweifeln; wenige Zeilen von dem Letzteren zeigen wenigstens, daß er ihm gleich eigenthümlich war. Der Ton des „cynischen Vonsens“ muß ihm besonders angestanden haben, da vorzugsweise an ihn die Briefe der verschiedensten Leute diesen derben Ton anschlugen, die ihn wohl, an Andere gerichtet, ganz verleugnen. Göthe hat leider die „poetischen Episteln von ungemainer Kühnheit, Derbheit, swiftischer Galle und verletzender Kraft,“ die er von Merck besaß, für eine Nachwelt versteckt, die vielleicht nichts mehr damit anzufangen weiß, und er hat uns damit die Mittel abgeschnitten, über Merck's ganzen Werth und Bedeutung abschließend zu urtheilen. Gewiß ist, daß dieser die satirische Feder seines jungen Freundes zu schärfen nicht faul war, und daß er jenen Hang theilte, alle kleine Begebenheiten des Tags poetisch zu verewigen, den Göthe überall hin ausbreitete, wohin er sich richtete. Die geistreiche Gesellschaft voll Muthwillen und Laune gewöhnte sich an, jedes Wort, jeden Vorfall, jede Erscheinung in der Literatur, in Gespräche, Sprüche und Sinngedichte zu kleiden, die ihren Werth nicht im Stachel, sondern in der einfachen Charakteristik suchten. Mitlebende Genossen wurden in Masken abgegossen, und Einzelnes in dieser Art ist im Jahrmart von Plundersweiler, im Intermezzo von Faust u. s. stehen geblieben; und reiner gestaltet wachte dieser satirische Trieb spät noch in den Kenien wieder auf. Ins Größere ausgeführt geben die Fastnachtsspiele vom Pater Drei und Satyros solche Lebensbilder. Das eine verspottet den jungen Leuchsenring, der empfindsam, weich, enthusiastisch, vor seiner eigenen Einbildungskraft nie sicher, die unglückliche Neigung hatte, überall etwas unter der Decke zu vermuthen, und überall unter dem Tische zu spielen, von dem man daher jetzt noch immer nichts weiß, aber Vieles vermuthet. Er sollte später das Märchen vom Kryptokatholicismus aufgebracht haben, das so ungeheure Zerrüttungen brachte; damals als ihn Göthe (1773) bei Frau Laroché sah, habe er einen geheimen Orden der Empfindsamkeit stiften wollen. Er hing daher mit dem jüngeren Jacobi

205) Ein Stich auf den Sebalbus, der sich an Thümmel's Wilhelmine anlehnt.

einmal zusammen, und hatte mit allen Weibern etwas zu kramen. Seine Unnatur und Anspannung, seine geistige „Kontorsion“ und seine Kunststücke ärgerten Fritz Jacobi, die Korrespondenzen, die er immer herumtrug, bespöttelte Laroche, und Merck machte Göthe'n aufmerksam auf diese Art, sich überall mit Schmeicheln und Lügen einzunisten, die dann Göthe im Pater Brei verspottete. Einen anderen „tüchtigeren und derberem solcher Zunftgenossen, die sich überall vor Anker legten und Einfluß zu gewinnen suchten,“ zeichnet er im Satyros. Wenn dieser nicht ein Stich auf Basedow's faunisches Wesen, seine Reformationswuth und gotteslästerlichen Paradoxien sein soll<sup>206</sup>), so wissen wir ihn nicht zu beziehen. Man sieht wohl, daß die satirische Charakteristik nicht eben sehr deutlich ist; auch aus dem Pater Brei würde kein Scharfsinn auf Leuchsenring rathen, ohne daß man es sonsther wüßte. So war auch in jenen „lebenden Sinngedichten,“ in den „Pasquinaden,“ die er in dem darmstädter Kreise machte, der Scherz und die Bedeutung so versteckt, daß die Gemeinten selbst sie nicht erriethen. Mitten in dieser polemischen und satirischen Richtung nämlich erkennt man von ferne wohl, daß diese Leidenschaftlichkeit, dieser Troß, diese Unverträglichkeit mehr Jugend als Natur bei Göthe war. Die ehrenwerthen Gesinnungen und Absichten des jungen Geschlechts um ihn her rissen ihn mit, sich in den Entwürfen und Beschäftigungen zu gefallen, in denen er stets dem Zeitgeiste mit- oder gegenwirkend nahe trat, in dem er sich immer in dem Ganzen der gährenden Literatur erkannte. Aber indem er seinem Widerwillen gegen alles Falsche und Unnatürliche mit franker Offenheit im mündlichen Verkehre und schriftlich für sich freien Lauf ließ, hielt er ihm doch gleichsam wieder den Zügel; er versteckte doch wieder die so offene Meinung; er überließ seinen Freunden Lenz, Klinger und Merck, wie spät noch Schillern, bekannt zu machen, was er nicht selbst veröffentlichen mochte, als ob es dadurch von ihm abgewälzt wäre; das Meiste und Größte von dem, was seine Seele damals bewegte, ließ er fallen. Von der unartigen Hochzeit Hanswursts, die ihm nicht druckbar erschien, erfahren wir noch in dem Leben nichts als einen Witz auf Macklot's Makulatur. Er trug sich mit dem Plane zu einer Tragödie *Mahomet*<sup>207</sup>), die ganz in den Zeitbestrebungen wurzeln sollte. Er sah die Basedow und Lavater bemüht, das Edle, was sie wollten, auszubreiten, er wollte ihnen an

206) Die Jahrzahl 1770 in der Ausgabe der Werke wird wohl ein Irrthum sein.

207) Ein Bruchstück in Schöll's Briefen und Aufsätzen Göthe's aus den Jahren 1776—86. Weimar 1846.

Mahomet tragisch vorführen, daß sie sich in diesem Bestreben nicht der Menge gleich stellen, das Göttliche irdisch machen und der Vergänglichkeit preisgeben sollten. Dies Stück blieb liegen; Faust ward hinausgeschoben, der schon damals im Entwurfe vorrückte; ein Epos vom ewigen Juden gehörte gleichfalls unter seine Pläne, das, wie Faust, „solche tiefere Griffe in die Menschheit“ thun sollte, und dessen volksmäßigen und zeitgemäßen Stoff Göthe ebenso mit Schubart zusammen ergriff, wie im Faust mit Lessing, Klinger und dem Maler Müller. In dem ewigen Juden, einer Sage, die sich von selbst zum poetischen Rahmen einer Philosophie der Geschichte darbietet, hätte Göthe, den damals religiöse Ideen ausfüllen, mit richtigem Griffe die nach seinen Ansichten hervorstechenden Punkte der Religionsgeschichte behandelt, er hätte darin niedergelegt, was er sich aus Spinoza aneignete, der ihn damals beschäftigte; er hätte sein christliches Glaubensbekenntniß hineinverwebt, das sich eben mächtig änderte. Er erkannte sich plötzlich auf dem Wege der pelagianischen Kezerei, obgleich er früher sich für das Gegentheil bekannt hatte; er gab jetzt lieber die orthodoxen Begriffe von der Gnadewirkung auf, als daß er dem Vertrauen und dem Glauben an die Kraft der Natur und des eigenen Willens entsagt hätte. Wie konnte er auch bei einiger Selbstprüfung anders, da ja die sämmtlichen Tendenzen der Zeit aus jenen titanischen Bemühungen flossen, die des Menschen Selbstkraft und Größe unter die Waffen riefen, und ihn von den Göttern sich zu sondern hießen. In dem Stolz auf diese moralische Unabhängigkeit, auf die Losagung von dem persönlichen Gotte, zu der ihn Spinoza geleitet hatte, auf die dichterische Schöpfungskraft, zu der ihm keine Zeit und kein Verhältniß etwas zulegen konnte, wurzelte auch der Entwurf des Prometheus, den er gleichfalls fallen ließ. Als Monolog gehörte dazu jenes unter Anderem gerettete Stück, das der Zündstoff für einen Ausbruch ward, den wir weiterhin noch berühren. Jacobi theilte das Gedicht Lessing mit, der sich zu dem spinozistischen *εν και παν* bekannte; nach seinem Tode erklärte ihn Jacobi zum Spinozisten, und dies rief einen Streit mit Mendelssohn hervor, der allerdings zu dessen Tode mitgewirkt haben mag.

Die Dichtung, die Göthe in die Welt schickte, die polemischen Schriften, in denen er sich an den berühmtesten Namen neckte, erklären wohl den Tumult, den sein Auftreten erregte; nothwendig aber muß man sein Persönliches hinzurechnen, das ganz geeignet war, den ohnehin herrschenden Zug nach lebendiger Mittheilung zu unterstützen und die Masse der jungen Literaten brüderlich zu verbinden zu einem heiteren

Leben und einem ernstern Streben. Wohin sich Göthe damals wandte, bestach sein offenes Wesen, der Naturzug in seinem Benehmen, die geniale Unordnung in Schrift, Kleid, Rechtschreibung und Sitte, der man es doch ansah, daß sie von einem geheimen Triebe des Anstandes in Schranken gehalten war, das reine Selbstgefühl, das zwischen Stolz und Bescheidenheit schwebte, die Fügsamkeit, mit der er bei der ersten Wärme der Bekanntschaft jede fremde Natur ehrte und behandelte. Auf die allerverschiedensten Menschen machte er daher die gleiche bezaubernde Wirkung. Man suchte damals nach Genie in jedem Jüngling, der die Feder führen konnte; man wollte es schon in den Mienen lesen, seitdem die physiognomische Wuth aufkam: und in wem sollte man es eher vermüthen, als in jenen großen klaren Augen, jener prachtvollen Stirn, dem schönen Wuchs und vertrauensvollen Aussehen des jungen Göthe? So schildert Jung Stilling sein Auftreten in Straßburg in einer Weise, daß man wohl begreift, wie er in dem Kreise von Religionszweiflern und Freigeistern sich allein an Göthe halten konnte, der seine zarten Religionsbegriffe schonte, und den er daher auch neben Herder noch lieb behielt, obgleich ihm dieser einen mächtigeren Anstoß für sein ganzes Leben gegeben. Die Mittheilsamkeit in dem strasburger Klub haben wir schon erwähnt; Lenz ward hier ganz durch Göthe hingerissen; Jung Stilling machte er unter anderen Engländern auch mit Fielding und Sterne bekannt, was nicht ohne Einfluß auf dessen Lebensbeschreibung blieb. Sein Merck in Darmstadt war ein Mann, der in seiner hypochondren Bestimmung gern die Freude seines Lebens in den Ruhm seines jungen Freundes gesetzt hätte; Göthe ward ihm unentbehrlich. Welcher heitere Strich auch hier in den Kreis ernster Männer durch Göthe gebracht ward, kann die Eine Scene in Gießen zeigen, als Göthe mit Merck, Schloffer und Höpfner eine Zusammenkunft über die frankfurter Anzeigen hielt und sich über jenen Chr. H. Schmid lustig machte, der neben Eschenburg als einer der ersten literar-historisch beschäftigten Sammler und Kritiker bekannt geworden ist. Wie innig ferner damals alle diese Verbindungen waren, und wie ernst gemeint, geht aus der Behandlung eben dieser Zeitung hervor, in der gemeinsame Arbeiten von Einem redigirt wurden. So steht man Göthe'n überallhin bei jedem Unternehmen seiner Freunde helfend und fördernd. Er theilte damals ernstlich den physiognomischen Glauben seines Bruders Lavater, lieferte Artikel zu dessen Werke und schaltete bei seiner Anwesenheit in Zürich mit dem Text nach seinem Belieben. So hatte Göthe an Herder's Ideen den wärmsten Antheil genommen; so hat er Jung Stilling's Leben nicht

allein drucken lassen, sondern nach seiner eigenen mündlichen Aussage auch redigirt. So waren auch alle Briefe, die damals innerhalb dieser und anderer Kreise geschrieben wurden, Allgemeingut. Nicht allein Leuchsenring, auch die Laroche selbst, besonders aber Lavater und Andere trieben die Mittheilung ihrer Briefe zum Mißvergnügen ihrer Freunde bis zur größten Unverschwiegenheit, und Schloffer legte 1788 eine förmliche Circularkorrespondenz an, woran Lavater, Pfeffel, Jacobi u. A. Theil nahmen. Diese Korrespondenzen waren ganz ungeheuer: nur die Eine Sammlung der Briefe an Merck zeigt, wie dieser öffentlich minder bekannte Mann die ganze Literatur zum Freunde hat. Allerdings sind daher diese Briefe so wichtige Aktenstücke für die Literaturhistorie jener Zeiten, wie die Denkwürdigkeiten berühmter Männer für die politische Geschichte, und sie öffnen das Verständniß jener Zeiten völlig, zu dem die poetischen Werke oft nur dunkle Winke geben. Außer der schriftlichen Mittheilung, die in diesen Kreise noch weiter ging als in Gleim's und Lessing's, ward auch die persönliche gesucht; man hielt literarische Zusammenkünfte, man rühmte sich einander mit einer Duldung, die auch Göthe ganz eigen mit seinem Kitzel zu humoristischen Ausfällen zu vereinigen wußte. Er besuchte das Haus Laroche bei Koblenz 1773, von Merck angekündigt; er lobte damals das Fräulein von Sternheim, einen Roman der Frau la Roche, den ihr Freund Wieland eingeführt hatte, und der eigentlich unsere Frauenliteratur eröffnet, aufrichtig; empfindsame Theilnahme zog ihn zu dieser Frau, hinderte aber nicht, daß er an der Schönheit und Jugend ihrer Tochter und an der weltmännischen Heiterkeit und dem spöttischen Zuge des Herrn Laroche gleichen Antheil nahm, der sich gegen alle Empfindsamkeit wehrte. Vielleicht hätte sich Göthe auch mit Leuchsenring, der damals hinzukam, einig vertragen, wenn nicht Merck und Laroche dazwischen getreten wären. Als ein Jahr später Lavater nach Frankfurt kam, drängte sich Alles an diesen Wundermann, der ganz geschaffen war, die laute und persönliche Mittheilung zu fördern, denn seine Neigung ging dahin, öffentlich aufzutreten und zu glänzen. Das Bestechende in Lavater's Persönlichkeit, seine Güte, Wohlthätigkeit und lebensfrohe Geselligkeit riß damals den kalten Merck, wie später den so weit von ihm abstehenden Wieland hin. Auch Göthe fand die größten Genüsse in seiner Unterhaltung und begleitete ihn nach Gms; kein Mann stand ihm damals so nahe wie dieser, wiewohl er an Keinem seine Duldsamkeit so sehr zu üben hatte. Er erkannte ihn schon damals als einen Phantasten, aber er phantasirte mit Bewußtsein mit, und hoffte wohl noch Besserung, da er den schönsten, schlichtesten

Menschenverstand in Lavater gewahrte, den er gefunden habe. War ihm doch noch 1779, als er mit dem Herzoge von Weimar Lavater's Bekanntschaft in der Schweiz erneuerte, der Verkehr mit ihm die „oberste Spitze der Reise und eine Weide am Himmelsbrod!“ Nannte er ihn doch dann noch, da er schon so manche älteren Freunde abgeschüttelt hatte, den „besten, größten, weisesten, innigsten aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die er kenne<sup>208)</sup>!“ Noch fesselte ihn damals jede ganze Natur, sie mochte noch so sehr von der seinen verschieden sein. Raum zurückgekehrt nach Frankfurt traf Göthe auf Basedow, den wahren Gegensatz Lavater's, und auch an diesen, der ihn schon äußerlich durch sein cynisches Aussehen und Wesen hätte abstoßen können, schloß ihn sogleich das Wohlgefallen an allem dem, was in seinen Bestrebungen eine frischere Weltanschauung verrieth. Auch an ihm fand er nichts, was ihm zur eigenen Bildung hätte dienen können, er brauchte ihn mehr „sich zu üben, als sich aufzuklären,“ der heimliche Zug des Absonderns trat auch hier schon dicht an die freieste Lust des Zusammenseins hinan. Er sah sich lustig, wie es jenes Gedichtchen sagt, als das Weltkind zwischen diesen beiden Propheten, aber sie waren ihm wirklich noch Propheten, weit mehr, als es die Lebensbeschreibung will merken lassen. Er reiste mit Basedow wieder nach Ems zu Lavater, und das Hezen der Geister dauerte bis zur Ermattung fort. Nun sollten die Jacobi in Köln aufgesucht werden, an denen er mit Herder schon vorher sich humoristisch veründigt hatte. Versöhnung war um so leichter zu hoffen, als Frau Laroche vermittelt hatte, mit der, ehe der Nimbus von ihr gewichen war und die Zeit eintrat, wo ihr Jacobi „horreurs“ und Wiedland sanfte Wahrheiten sagte, jener so empfindsame Briefe wechselte, wie es heute kein Chemann gestatten würde. Dazu kam, daß Betty, die vortreffliche Gattin von Fritz Jacobi, Göthe'n ganz einnahm. Sein Inneres, durch die ungleichartigen Lavater und Basedow zurückgedrängt, brach vor Fritz Jacobi auf, dessen gemüthliche Richtung ohne das Feindselige jener Beiden ihm im Augenblicke wohl that, dessen völlige Rückhaltlosigkeit, dessen Vertrauen, mit dem er ihm seine „tiefsten Seelenforderungen“ nicht verhehlte, ihn warm durchdrang, dessen Beschäftigung mit Spinoza ihm gerade gelegen war. „Der tiefste Grund seiner menschlichen

208) Vgl. Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel, hrsg. von Guhrauer. 1851. 1, 15. „Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch. — Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe u. f. ist weder in Israel noch unter den Heiden.“ Göthe an K. aus Zürich 1779.

und dichterischen Fähigkeiten ward durch eine unendliche Herzensbewegung, beim Anblick eines alten Familienbildes, in Göthe'n aufgedeckt, und alles Gute und Liebevollle, was in seinem Gemüthe lag, schloß sich auf;" er ward des Vertrauens dieser Freunde sogleich theilhaftig; es war ihm damals „eine Wonne, Gegenstand von Jacobi's Liebe zu sein" 209). Die Nächte vergingen auch hier in den ernstesten und tiefsten Gesprächen, in denen sich Naturen wie Fr. Jacobi erholen; sie schwelgten im Austausch ihrer Seelen; Jacobi schrieb damals an Göthe Briefe, in denen er dessen affectirten Jugendstil noch übertreibt. In Elberfeld sahen sie Jung, und Göthe nahm damals dessen Leben mit sich nach Frankfurt. Jung's Beschreibung dieser Zusammenkunft bethätigt ganz, wie glücklich und selig sich Göthe in diesen Kreisen fühlte, von denen er sich bald lössagte. Heine war damals zugegen; auch ihn riß das „Genie vom Wirbel bis zur Zehe, der Geist voll Feuer mit Adlersflügeln" in Göthe'n sogleich hin. Göthe hat ihn in seinem Leben nicht einmal erwähnt; und doch war er damals der Dritte im Bunde! Ueber seine Laidion (in der selbst Jacobi durchsah, daß dieses Mannes Seele in seinem Blute, sein Feuer nur Blut der Sinnlichkeit sei, in der Merck „nichts als Übung der Kräfte" sah) sagte Göthe in jenen Jahren: dies sei ein Mann, dergleichen Fülle habe sich ihm so leicht nicht dargestellt, man müsse ihn bewundern oder mit ihm wetteifern, er habe nicht geglaubt, daß so etwas in deutscher Sprache möglich wäre! Von Jacobi's schied Göthe damals, wie er sagt, ohne daß sie ahnten, wie verschieden sie seien. Und doch werden die Zeugnisse noch einmal erscheinen, daß er sie schon vor jener Zusammenkunft mit Schimpfnamen belegte, und mit dünnen Worten sagte, er „verachte sie," sowie Merck mit Anderen beim Weine sie „verfluchte"; und die Zeugnisse, wie er nach er Friedrich's Schriften in Weimar dem Gespötte Preis gab, sind schon bekannt. Göthe konnte „den Geruch" des Woldemar nicht leiden; er parodirte mit einer leichten Aenderung den Schluß dahin, daß Woldemar'n der Teufel holte; in Ettersburg hänselte er ihn in größerer Gesellschaft durch und nahm mit dem Buche eine „schimpfliche Execution" vor. Er verschmähte es, auf Jacobi's Brief, der ihn stolz zu Rede stellte, zu antworten, er erklärte aber den vermittelnden Freunden, er wünsche Jacobi sei zugegen gewesen; das launige Treiben einer solchen Scene sei für ihn eine abgesonderte Sache. Dies waren die Launen jener Zeit, in der man ganz „in

209) Briefwechsel zwischen Göthe und F. S. Jacobi. Hrsq. von Mar. Jacobi. 1846. p. 16.

dem Feuerblick des Moments<sup>210</sup> lebte, wie man darin zu erkennen und zu dichten strebte. Das vornehme Wesen Jacobi's widerstand Göthe's Natur, sein Dünkel und seine Einseitigkeit stießen ihn ab<sup>210</sup>); aber die Lebhaftigkeit des Augenblicks und die ganze Stimmung jener Jahre, als sein erster Ruhm erscholl, öffnete sein Gemüth gegen alle Welt. Er blieb auch späterhin, nach förmlicher Versöhnung (1782) in Briefen, im Gespräche mit Forster und sonst (und nur in der Biographie nicht) kalt gegen Jacobi, der ihm noch seinen Woldemar widmete, als sei nichts vorgefallen, der seinen Misemuth verschluckte, wie sehr auch die Heine und Aehnliche an ihm hezten. Wie viel mag aber Jacobi von seiner Meinung zurückgekommen sein, die er in jener Zeit ihres Zusammenseins äußerte, daß Göthe eben der Mann sei, den er bedurft habe, und daß dieß einmal gewiß ein wahres, inniges, ewiges Verhältniß sein werde, das sie zusammenbände! Wie wird ihm aus der Seele gewesen sein, was Schlosser's zweite Frau 1779 schrieb: Göthe könne gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe sei er nicht rein, und dazu wirklich nicht groß genug.“ Wie oft mag er an den uranfänglichen Eindruck zurückgedacht haben, da ihm Göthe wie Wieland als ein Wolf vorkam, der Nachts an die Leute hinauffpringe und sie in den Koth wälze; wo er so urtheilte wie der junge Hartmann, der in Göthe's Briefen an Lavater nur einen Menschen reden hörte, der seinen Scherz mit dem Freunde trieb und Alles um sich her verachtete, oder wie Zimmermann, dem Göthe's Liebkosungen gegen Lavater wie die eines Tigers vorkamen. Wir sehen, wie die Freunde bei den ersten, gewöhnlich untrüglichen, Eindrücken die dämonische Natur des Mannes ahnten, der sich auch weiterhin immer mehr von denselben Leuten durch große Klüfte geschieden erkannte, denen er sich kurz vorher mit Leidenschaft genähert hatte. So war Niemand für Göthe'n weniger gemacht, als Klopstock; dennoch fand auch zwischen ihnen eine Befreundung statt; mit Zimmermann knüpfte ihn schon Lavater zusammen, wenn es auch nicht sein leidenschaftlich derbes Wesen gethan hätte, das damals als Kraft und Genie galt. Die göttinger Jugend, Klopstock's Schule, näherte sich ihm in Briefen und Personen; die Stolberge führten ihn in den ähnlichen franken und bur-schikosen, aber noch ganz verschiedenen, romantisch gefärbten Ton der dortigen Kreise ein. Er empfing sie mit offener Brust und machte mit ihnen eine Reise in die Schweiz. Das nannte Merck einen dummen Streich; er fand sie unpassend für Göthe'n und hatte Recht. Zwar hat

210) Seine ganze Abneigung spricht sich besonders stark aus in einem Briefe an Knebel vom J. 1812. — S. Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel, 2, 54.

dieser damals, als er Klopstock's Oden sammelte und wie Heiligthümer verehrte, als er in Klopstock's Sinne das Fechten, Reiten und Schlittschuhlaufen trieb, schwerlich die Klopstock'schen Sitten der Stolberge, ihr öffentliches Baden, ihren lauten Tyrannenhaß, ihre Naturaffektation so auffallend gefunden, wie er sich in dem vierten Theile des Lebens anstellt, sonst hätte er wohl nicht die Briefe aus der Schweiz, den Anhang zu Werther, und noch viel weniger die enthusiastischen Briefe an die Gräfin Auguste geschrieben. Wohl aber liegt es ganz in seiner Natur, daß jene ritterlichen Rodomontaden, mit denen Friedrich Stolberg über den Verlust einer unvergleichlichen Geliebten und seinen unermesslichen Schmerz ausbrach, dem stillen Gemüthe zuwider waren, das ähnliche Verluste tiefer empfunden hatte; und als der Schönen Gesundheit getrunken und die Gläser zerbrochen wurden, mochte es ihm wohl so vorkommen, als zupfe ihn Merck am Ohre.

Denkt man sich in den unruhigen und strebsamen Verkehr dieser Kreise, erinnert man sich, daß dies eben die Jahre waren, wo in Zürich die Literatur sich am wucherndsten ausbreitete, wo Königsberg, Berlin und Wien sich als literarische Hauptstädte anzusehen anfangen, wo Gleim in Halberstadt auf die Realisirung seiner Dichterkolonie dachte, so begreift man wohl, daß diese Bewegung auch an die kleinen deutschen Höfe dringen mußte, die sich dem Privatleben näher sahen als die Höfe von Oesterreich und Preußen. Wirklich sieht man auch, daß an vielen Orten zugleich ein Bedürfniß und ein Wunsch sich regte, an dem Aufschwunge der deutschen Literatur einen Antheil zu haben, von ihr einen Vortheil zu ziehen. Wir haben den Grafen Wilhelm von Bückeburg schon genannt; hätte er eben so viel Glück als Unglück gehabt mit Abbt und Herder, so wäre dort vielleicht eine Zufluchtstätte für manchen Andern geworden. Aehnlich ging es mit dem Fürsten von Dessau. Der treffliche Mann hatte auf seinen Reisen Winkelmann kennen gelernt und diesen frankten Deutschen ganz bezaubert; Winkelmann wollte ihn auf seiner letzten Fahrt nach Deutschland besuchen; seine Ermordung zerstörte dieses Wiedersehen. 1771 berief der Fürst Basedow zu sich, um eine Lehranstalt nach seinem Plane anzulegen; dieser Ruf geschah in derselben redlichen und edlen Absicht, in der der Fürst sein Ländchen verwaltete und mit den Werken der Garten- und Baukunst zierte und erregte allgemeines Aufsehen. Aus Dessau ist in der That eine ganze Reihe von verdienten Pädagogen ausgegangen; allein die meisten in Opposition mit Basedow, der dort sein wüstes Wesen fortsetzte und die lernbegierigen Lehrer, die sich zu ihm drängten, mit Essen, Trinken,

Spiele und Rauchen mehr unterhielt als mit ernstern Gegenständen, so daß man wohl sieht, der Fürst war mit ihm weit übler berathen als Bücheburg mit Herder. Der Eifer aber, das Talent zu schützen und zu pflegen, ließ über einzelne Mißstände dieser Art wegsehen. Wir wissen, wie der Erbprinz von Braunschweig Lessing schützte; wir haben angedeutet, welche Mühe man sich in Mannheim und Heidelberg gab, den eigenstinnigen Mann zu fesseln. Klopstock's Ansehen stieg an den kleinen Höfen immer mehr: die treffliche Landgräfin Karoline von Darmstadt sammelte seine Oden und ließ sie in wenigen Prachteremplaren drucken. Man sagt sich, die dänische Pension solle mit der Beendigung des Messias aufhören, dafür wollte ihm der Markgraf Karl von Baden eine ganz unabhängige Stellung geben und war begierig den Dichter der Religion und des Vaterlands bei sich zu sehen. Es schien aber, als ob ein Mißgeschick auf alle den edlen Absichten der Höfe lastete. So ward der schöne Plan Karl Friedrich's, ein patriotisches Institut für den Gemeingeist Deutschlands, nach dem Muster der helvetischen Gesellschaft, mit Zurathziehung Herder's und Müller's zu gründen, durch die Revolution vereitelt. So drückte auf die glänzende Militärakademie des Herzogs Karl von Württemberg, die ganz aus dem neuen Bildungstrieb in Deutschland hervorging, Despotie und der Zwang der Subordination, die militärische Pedanterie und der Eigenwille eines Fürsten, der die wilde Genialität der Zeit mitgemacht hatte. So verdarb vieles Gute, was Dalberg bezweckte, über seinem unglücklichen Gang, überall selbst schaffend mitzuwirken, wo er blos hätte schützen und fördern sollen. So versäumte Darmstadt die günstige Gelegenheit, sich zum Mittelpunkte eines großen Kreises zu machen; Merck, Sturz, Lichtenberg gingen von hier aus; Ewald, Moser, Claudius, Hamann, Herder, Göthe waren hier oder wären leicht zu fesseln gewesen; aber dieser Stadt ist es eigen, ihr eigenes Licht unter den Scheffel zu stellen, und fremde Talente ungeschickt zu wählen, oder zu versäumen. So blieb denn der Ruhm deutscher Medicäer auf dem Hause Weimar allein hängen; denn auch Gotha, wo man mit Weimar wetteiferte, und wo sich J. Fr. Schmidt, Gotter, Manso, Jacobs, Schatz, Reichard und Andere zusammensanden, ward nur ein Sammelplatz vieler Mittelmäßigkeiten, wie es leider in Sachsen später und früher das Gewöhnliche war.

Die Seele des neuen Lebens, das im 8. Jahrzehend in Weimar aufblühte, der Mittel- und Bindepunkt aller der vielartigen Persönlichkeiten, die dort theils zusammenrafen, theils vorüberzogen, war die Herzogin Amalie. Noch während des Lebens ihres Gemahls hatte man

dort, wie wir oben hörten, das auslebende Schauspiel begünstigt, und als 1772 Wieland hinkam, sah man das Theater schon als eine Schule der Tugend und Sitte, als eine politisch-moralische Anstalt an, und betrieb mit Ernst und Eifer die Aufführung der neuen Stücke von Gebler, Herrmann, Bertuch, und der Opern, die seit Weisse in Schwung gekommen waren. So war die erste Gestaltung dieses Triebes nach Bildung von der Herzogin ausgegangen, und in der Zeit von Weimars Blüthe behauptete Wieland noch immer, daß ohne sie der Ort wieder zur alten Bedeutungslosigkeit zurückkehren würde. Eine Dame von Welt und einer unruhigen Bildungs- und Unterhaltungssucht, von milder Lebensansicht, duldsam gegen Alle und gegen Alles, war sie auch ganz dazu gemacht, die verschiedenartigen Bestandtheile des Hofes, der Verwandtschaft, der literarischen Cirkel wenn nicht in Liebe zu binden, doch so aus- und beieinander zu halten, daß trotz vielfacher Reibungen jedes Aufsehen und jede Spaltung vermieden ward. Von ihr ging die Haft aus, mit der man in Weimar auf stets neue Ergötzlichkeit sann, mit der man sich auf jeden Gast von Geist und Namen stürzte, ihn auszog und dafür mit Huld überschüttete. Sie hatte Lust und Sinn für Alles und Jedes, muscirte und zeichnete, lernte spät noch Griechisch, las Latein und übersetzte Einiges aus Properz. Ihr Liebling, Wieland, wunderte sich bald über die Ausdauer, mit der sie in den Zeiten bürgerlich glücklichen Zusammenseins mit der Gräfin Bernstorff und Bode Musik trieb, bald über das schwankende Interesse, mit dem sie jetzt sich mit Raynal von Politik, mit Villoison von Literatur, mit Deser von Kunst unterhielt. Der strenge Schiller sah dies Alles nicht in so schönem Lichte, wie Wieland; er fand (1787) ihren Geist sehr beschränkt; es habe sie nichts gefesselt, was nicht mit den Sinnen zusammenhing; daher stamme ihr Geschmack, den sie für Musik und Malerei habe oder haben wolle. Wielanden bezeichnet er dabei als einen etwas verdächtigen Zeugen über die Herzogin: er hängt ihr so an, weil er sich bei ihr erlauben dürfe, auf dem Sopha zu schlummern. Selbst Wieland übrigens entgingen ihre schwachen Seiten nicht. Sie duldete in ihrer Umgebung Leute, die sogar ihm misfielen; sie war ihren Söhnen nachsichtig, wie selbst deren Lehrer es misbilligten; sie stieß sich nicht an die vielen Unschlichkeiten, die im Gefolge des wirren Getriebes am Hofe sich einschlichen, und über die sich die edle Herzogin Luise nachher zu beklagen und mit Geduld und Würde zu erheben hatte. Sie hatte dem Erbprinzen Wieland, dem Prinzen Konstantin v. Knebel zu Erziehern gegeben; und da diese Männer um ein Billiges gewonnen waren, so lag es nahe genug,

daß man bei der Vielgeschäftigkeit und Neugierde an diesem Hofe auf den Gedanken gerieth, noch andere schöne Geister dahinzuziehen. Wieland machte den Plan, Gleim zu gewinnen, und hätte Er des jungen Herzogs Liebe, wie im Anfang der Fall war, ausschließlich behalten, so würde er mehr um seinen Merkur, als um den Hof her, eine Gesellschaft von ganz anderer Art versammelt haben, als sich nachher durch Göthe bildete. Auf der Reise aber, die Karl August nach Darmstadt machte, um sich um die Prinzessin Luise zu bewerben, stellte ihm Knebel in Frankfurt Göthe'n vor; seine Liebenswürdigkeit spielte mit dem gewöhnlichen Zauber, sein Bruch mit Wieland ward heilbar gefunden, er ward berufen. 1775 kam er in Werther's Montirung dahin, brachte noch Vieles von dem Geiste und Sitten seines Romans mit sich und hatte damit die Frauen sogleich weg. Dies war der Scheidepunkt der alten und neuen Zeit in Weimar. Ganz andere Persönlichkeiten wurden in Göthe's erstem Eifer in Aussicht genommen als vorher: Herder ward Göttingen entrissen und nach Weimar berufen; Friedrich Stolberg war bereits gewonnen, als sich Klopstock hineinlegte, der an dem allzu freien Leben Anstand nahm und seinen Liebling bestimmte, in holstein-oldeburgische Dienste zu treten. Sogleich kühlte sich aber auch dieser erste Eifer Göthe's ab; er hatte jetzt Fuß gefaßt und fing an sich von seinen bisherigen Freunden zu sondern, das Ungleichartige auszusichten, sich selbst zu fühlen und zu heben. Die diplomatischen Unarten, über die sich seine Freunde später oft zu beschweren hatten, begannen gleich jetzt. Seinem Freunde Schloffer ließ er schon 1776 durch seinen Bedienten schreiben, ohne nur ein einziges Wort hinzuzufügen. Klinger fand sich bald in Weimar ein, aber er war Göthen in der Gesellschaft drückend, denn er meinte es zu ernst, wie Knebel, wie Herder und Schloffer. Lenz erschien und ward wie ein Kind behandelt; er machte täglich seinen dummen Streich und war bei all seinen Anlagen in diesem Kreise nicht zu brauchen. Merck ward dem Hofe bekannt, und ihn gewann und behielt man lieb, obgleich er die erlauchten Personen nach Wieland unterweilen behandelte, wie die großen Schönen ihre Liebhaber. Zwischen Merck und Göthe aber riß seit dem Aufenthalte in Weimar ein heimlicher Bruch ein. Auf Wieland wirkte der neue Günstling zauberisch; er verlor sich ganz vor ihm, kannte nichts Höheres und Keineres, und in einer Stunde, „wo er ihn in seiner ganzen Herrlichkeit sah, kniete er neben ihn, drückte seine Seele an seine Brust und betete Gott an.“ Er ließ es sich gefallen, daß ihm Göthe über den Kopf wuchs, er freute sich sogar darüber. Eine Weile mochte Göthe diese schwärmerische Verehrung ertragen; auf die

Länge mußte ihm die Zudringlichkeit dieser Freundschaft lästig werden, und die gehoffte Seelenvereinigung mißglückte, wie die zwischen Göthe und Jacobi. Zu Herder fühlte sich Göthe wie in Straßburg: er fuhr fort, klagte er, sich und Anderen das Leben sauer zu machen. Auch Wieland drückte Anfangs „der Hohepriester“ mit dem Glanze seiner Erscheinung und dem Verlegenden seiner Neckereien, aber auf die Länge hin entspann sich zwischen ihnen und ihren Familien eine „hausgesponnene Freundschaft,“ die derb und dauerhaft war.

Der Ruf des neuen Lebens in Weimar ging sogleich in alle Welt aus; er verbreitete Gutes und Böses, und was wir Alles von diesem Leben wissen, scheint es dem wirren Getreibe an dem eisenachischen Hofe in der Blütezeit unserer alten Literatur sehr zu vergleichen. Der Zug des genialen und wüsten Lebens der Jugend griff nach Weimar über. Man ließ die liebe Natur frei walten, man wollte, wie Wieland schrieb, die bestialische Natur brutalisiren, man wandte sich von Weibern zu Wein, vom Wein zu Spiel, vom Spiel zu Kinderpoffen. Ohne Plan zu leben ward eine Zeit der eigentliche Lebensplan. Die Gewöhnung an Genuß, der Hunger nach Neuem, die Ergreifungsfähigkeit, die man am Hofe systematisch ausgebildet hatte, führte nothwendig solche Excesse mit sich; auf ländlichen Partien der Titfette enthoben, wich man im genialen Uebermuth aus allen Schranken. Das tolle Leben poetisch zu würzen, war Göthe eben der rechte Mann; er übte mit dem Herzoge Ausgelassenheiten in der Gesellschaft, auf Jagden und ländlichen Festen, auf die er selber später mit Abscheu zurückblickte. In häuslicher und höfischer Unterhaltungs- und Beschäftigungsgabe konnte er es mit der Unbeständigkeit der Herzogin Amalie mit Leichtigkeit aufnehmen. Ausgezeichnete gesellige Talente, wie Einsiedel, kamen ihm fördernd entgegen, und so bildete sich hier eine Wirksamkeit für den Dichter, die ihn dem öffentlichen Leben auf eine Reihe von Jahren entzog. Alles, was in seinen früheren Kreisen im Kleinen getrieben worden war, wiederholte sich hier mehr im Großen; alles Kleine, Neckische, Momentane, Gelegenheitliche ward rasch ergriffen, alles Große und Bedeutende ward für eine Zeit der Sammlung zurückgelegt. Wie er in seiner Gesellschaft in Frankfurt und Offenbach zuletzt immer in Ueberspannung, stets in glänzenden, nie in nüchternen Augenblicken gelebt hatte, so setzte es sich hier fort. Die Zerstreuung auf Geschäfte und Feste, das Hezen und Hätscheln, die Schwachheit für die Weiber, das „Miseln“, das „Herz theilen“, die „Billetkrankheit“, Alles macht in den Mittheilungen und Briefen aus dem Weimarer Leben gleich Anfangs einen unwohlthuenden Eindruck, weil man ahnt,

daß Göthe's Genius darunter nothwendig leiden mußte. Ein geschriebenes Journal ward gegründet, ein Liebhabertheater errichtet, das Rechte ward auf der Bühne und in den Circeln gewagt, zu Eitersburg an der Elm wurden die kleinen Stücke und Operetten aufgeführt, zu denen Zeit und Dertlichkeit mitwirken mußten. Göthe huldigte, wie Einsiedel, Seckendorf, Musäus u. A., diesen Bedürfnissen; er schrieb dem Hofgeschmack zu Liebe jene Claudine, Erwin und Elmire, und Aehnliches, was Nicolai schon ein Herabgehen von der Höhe nannte; er verlor die Zeit über jenen Jahrmarktsfesten und kleinen Spielen, die im großen Zusammenhange unserer Literatur nichts bedeuten; er vergeudete sein Dichtungsvermögen an Redoutenpläne und Prologe. Die schonungslosen Ausfälle auf Freunde und Feinde dauerten hier fort, wie in den früheren Kreisen: „den leichtsinnig trunkenen Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätenzion wüthen,“ ließ Göthe, wie wir hörten, in Eitersburg vor dem versammelten Hofe noch an Jacobi's Woldemar aus, und in einer Farce, Orpheus und Eurydice, parodirte man zweimal eine Arie aus Wieland's Alceste auf die allerlächerlichste Art. Mit diesem geistigen und moralischen Treiben schien es dann in einem sonderbaren Widerspruche zu liegen, daß sich Göthe anfang den ernstesten Geschäften des Herzogs zu widmen, und die verschiedensten Aemter sich übertragen zu lassen; so wie schon in diesen Jahren die seltsame, späterhin viel auffallendere Mischung begann, in der sich bei ihm neben dem lustigen Muth, den er von der Mutter geerbt, die „väterliche Bedachtsamkeit und gelegentlich ans Unbeholfene streifende Formbedenklichkeit in fast räthselhaftem Verbande“ lagerte<sup>211</sup>). Wieland fand bald, daß jene äußerliche Amtsthätigkeit politischen Frost um Göthen her breite, daß ihn sein Genius verlasse, und seine Einbildungskraft erlösche. Er meinte nicht, daß es rathsam wäre, dem Homer den Tempelbau zu Delphi zu übergeben, wie schön er auch den Palast in der Odyssee gebaut habe. Keiner von Göthe's Freunden blieb mit ihm zufrieden; Herder wollte, der von der Natur Aus erwählte sollte sich nicht über Kleinigkeiten zersplittern, sondern nur das Aus erwählte darstellen. Dies drückte Merck gröber aus. Im Vergleiche mit dem, sagte er zu Göthe, was Du der Welt sein könntest und nicht bist, ist mir Alles, was Du geschrieben hast, Dreck! Er hatte schon vorher das plötzliche Nachlassen des ersten Schwunges mißfällig bemerkt, als Göthe in dem schnell hingeworfenen Clavigo

211) Schöll, in den Briefen Göthe's an Frau v. Stein.

(1774) den Weislingen wiederkäute, um ihn „in der Rundheit einer Hauptperson zu zeigen“; solch einen Quark, meinte er in Herder's Sinne, müsse Göthe nicht wieder schreiben, und dieser nannte dies einen schlimmen Rath, und berief sich auf die Repertorien, denen gewiß mit solchen Stücken gedient sei. Allerdings ist Clavigo ein vortreffliches Bühnenstück, das, gegen Lessing gehalten, trefflich zeigt, wie leicht diesem Dichter der Fluß der Rede, Blüte der Sprache und Raschheit der Erfindung war; aber noch waren wir lange nicht auf dem Standpunkte, für die Repertorien zu arbeiten, wenn wir nicht wollten, daß die Schauspieler Herren der Theaterliteratur blieben. Stücke des höheren Stils schlossen ja die Sorgfalt für die Bühne nicht aus: aber schon galt bei Göthe'n der üble Satz, daß „Werke des höheren Stils nur die Liebe lehre.“ Seine späteren Dramen hemmten theilweise die Stümper und Nachahmer, aber Stücke wie dieses, die Früchte von Nebenstunden, wie Merck sie bezeichnete, zogen die Massen der Schreiber nach, die einigen Sinn für die Vortheile der Bühne für dramatisches Talent hielten. Und wie wenig Göthe selbst nur darin Recht hatte, zu glauben, es sei ihm ein Leichtes gewesen, solcher Stücke damals ein Duzend auf Verlangen und Zureden zu liefern, schien die Stella (1776) zu sagen, die sich nicht einmal auf der Bühne gehalten hat. Es ist wieder derselbe flatterhafte Charakter „mit kuriosen Principis“, deren doch selbst Merck bald müde ward<sup>212</sup>); es ist der abgeschwächte Held in Miß Sara Sampson; es ist wieder der Gegenstand der Liebesintriguen, der vielleicht als Hauptstoff in der Tragödie am ersten sättigt. In diesem Sinne, den Göthe zur Rechtfertigung seines Clavigo vorschützte, Bühnenstücke zu liefern, bedurfte es mehr eines Mannes, der ausschließlich außer sich lebte, und nicht aus seinem Innern den Faden seiner Erfindungen spann. Und wie Göthe in Weimar nach außen hin lebte, dies mißfiel seinem negirenden Freunde am meisten. „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, sagte er, als er ihm in Weimar zugesehen hatte, hier am Hofe herumzuschranzen und zu scherzen, Andere zu hudekn oder sich von ihnen hudekn zu lassen? Gibt es nichts Besseres für ihn zu thun?“ Und daß auch dieser mißnuthige Ausbruch nicht die Stimme eines bösen Geistes war, hatte Göthe doch zuletzt selbst zugeben müssen, als er bedauernd gestand, wie viel ihn sein geschäftliches Treiben an seinem eigentlichen Glücke, seinem poetischen Sinnen und Schaffen gestört, beschränkt und gehindert habe; und mitten in der Zeit, da er sich die Last der Aemter auflud, wollte

212) S. die *Matinée* eines Recensenten in den Briefen von und an Merck p. 61.

schon Wieland an ihm bemerkt haben, daß er darunter leide, und daß der Gram wie ein heimlicher Wurm an ihm nage.

Damals übrigens dachte er freilich im ersten Gefühle seiner Kräfte, getragen von den Schwingen eines günstigen Geschicks, gehoben von der ehrenden Freundschaft eines edlen Fürsten und eines geistreichen Hofes, der Achtbarkeit des Vaterlandes ausgesetzt, wegblickend über die Bindungen der Moralisten, wie Klopstock, Herder und Knebel, erhaben über die kleinlichen Klatschereien und Zeitungsschreibereien seines Wieland, ohne Achtung für die Stimme Gottes im Volke und für die des Dämons in ihm selbst, damals dachte er mit seinem gigantischen Streben der Hemmnisse der Welt Meister zu werden, Aeußeres und Inneres zu umfassen, die kleinsten Genüsse des Lebens nicht preiszugeben über den höchsten, noch die höchsten aus dem Gesichte zu verlieren über den kleinen. Mitten im Spiele begriffen und siegreich gestellt, lachte er der kalten Kritteleien des Freundes, der gut rathen konnte, wo er nichts zu verlieren hatte. Er war überhaupt wenig geschaffen, über sich nachzusinnen, so lange er lebte, und dies that er im vollen Sinne des Worts. Sich in seinem Zuge nicht stören zu lassen, verschloß er sich; und nur in die Briefe an Lavater aus jenen Zeiten geht sein Inneres in knapper Mittheilung über, da dieser sein titanisches Ringen nicht wie Merck bespötte. Ein leidiges Geschick wollte, daß er früher, als Alles um ihn her ins Unendliche hinausrang, seine innere Besonnenheit entgegensezte und sich an den nüchternen Merck anschloß; daß aber nun, als Alles in ihm selbst mit dem Ungeheuersten kämpfte, und Alles in ihm gährte, was die schönsten Dichtungen seines Lebens zu füllen reich genug war, er gegen die besonnenen Rathschläge von außen stumpf ward, und seinen Enthusiasmus an dem enthusiastischen Lavater nährte. Die neuen ungewöhnlichen und glänzenden Verhältnisse hatten den jungen und unvorbereiteten Mann in zu viel glücklichen Rausch geworfen. Es muß Einer kein Mensch sein oder keine Menschen kennen, wer ihm die kleinen Ausbrüche dieses Rausches verargen wollte. In diesem Glücke stürzte er sich auf Dinge, für die er nicht berufen und geschaffen war, und täuschte sich darüber selbst. Das kann ein schwächerer Kopf und Geist viel leichter erkennen, als der große, der sich keine Höhe zu steil dachte. Er hatte im Sturm eine Freundschaft mit seinem Fürsten geschlossen, die ihn erhob und ehrte, mit einem Fürsten, der selbst den unbestochenen Merck so einnahm, daß er „aus Liebe zu ihm eben das thun wollte, was Göthe that“; man muß die Erfahrung gemacht haben, wie dergleichen plötzliche Verbindungen so leicht gebrechlich werden, um die Dauer dieses

Bundes zwischen Unebenbürtigen gehörig zu schätzen. In diesem Glücke gefiel er sich still und selbstvergnüglich, war eifersüchtig auf seine Wirksamkeit und das Vertrauen, das man ihm schenkte, verhehlte sein Treiben und seine Aussichten und Pläne, da er keinen gewachsenen Freund um sich sah, dem er das Hohe und Niedere, was in ihm vorging, hätte vertrauensvoll zeigen dürfen. So warf er sich ganz in den Beruf, um jeden Preis denen gefällig zu sein, denen er verpflichtet war; und es war seiner fürstlichen Umgebung natürlich recht, daß er für diesen engsten Zweck „sich opferte, indem er nichts Anderes suchte, als wenn dies das Ziel seiner Begriffe wäre.“ So schienen sich die Kräfte des großen Dichters für die Welt zu zersplittern. Es war kein Segen auf unseren macedonischen Verhältnissen; der Deutsche hatte sie vielleicht darum nicht, weil er sie nicht vertrug. So hatte man sich an Klopstock und Göthe getäuscht; aber Lessing und Schiller schienen ohne Schutz desto trotziger zu wachsen, je geringere Gaben sie mitbrachten. Es kann Göthe'n unmöglich selbst klar gewesen sein, was er sich Großes hinter seinem neuen Berufe vorstellte, wenigstens hätte es eben hier des kühlen, nüchternen Dritten bedurft, der ihm neben dem Großen, nach dem er rang, das angrenzende oft gar zu Kleine gezeigt hätte. Aber freilich, er hätte des Nüchternen auch gespottet, wie er sogar des Enthusiasten spottete. Er selbst wußte es, daß er in seiner steten Bewegung sich im Höchsten und Niedrigsten, in Weisheit und Thorheit umtreibe, und er erkannte damals das Element, aus dem des Menschen Seele gebildet ist, in einem Fegefeuer, worin alle himmlischen und höllischen Kräfte durcheinandergehen und wirken. Gott und Satan, Himmel und Hölle lägen in ihm neben einander, und Lavater's Ideale sollten ihn nicht versuchen und irre leiten, „wahr zu sein, und gut und böse wie die Natur.“ So wollte er denn auch das Große und Kleine des Lebens kennen und üben. „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernteren Freunde in Rebel, schreibt er an Lavater; es mag so lang währen, als es will, so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei allem dem bin ich, Gott sei Dank, in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritte mir entgegenkommen sehe.“ Es stritten sich in ihm die Gefühle von einer großen Bedeutung und Wichtigkeit seines Treibens.

„Ich bin nun eingeschifft auf der Woge der Welt, schreibt er, voll entschlossen zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.“ — Und wieder: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünschte ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spizen, überwiegt alles Andere, und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, er war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.“ Er rühmt, daß sein Leben stark vorrücke, und fängt zugleich an zu begreifen, warum wir weiter müssen, sobald wir angefangen haben uns hienieden einzurichten. Er steht die Schuppen und Nebel mit Freuden von seinem Geiste fallen, indem er zugleich sich seiner steigenden Gewandtheit im Leben erfreut. Es reinigt sich in ihm, rühmt er; alle streitenden Kräfte der Seele sind in ihm rege; ich heiße Legion, ruft er im vollsten Selbstgefühl. Und wirklich meinte er damals die Welt und die Kunst, die Wissenschaft und die Natur zu bezwingen, den Menschen in seinem praktischen und theoretischen Wirken, den Staatsmann und Literaten darzustellen, des Lebens Ernst zu behaupten und seine Genüsse nicht zu entbehren. Zu jener Art Universalität, zu der ihn die Natur bestimmt zu haben schien, schien ihn auch sein Schicksal hinzuweisen, wie in der eigenthümlichen Erziehungsweise in seiner Jugend, so jetzt in einem weit größeren Verhältnisse an dem universalthätigen weimarer Hof, wo man Kunst und Naturkunde wenigstens so angelegentlich betrieb, wie das Regieren. Wenn nur nicht auch Göthe das, worin sich hier doch Mehrere theilten, Alles hätte zusammen sein, und nicht das Regieren so angelegentlich hätte treiben wollen, wie Kunst und Wissen. Wenn er denn Tage und Wochen und Monate „im Dienste der Eitelkeit“ verbringen, mit „Maskeraden und glänzenden Erfindungen eigne und fremde Noth übertäuben, und die Feste der Thorheit schmücken“ wollte, so war das ganz gut, so lange er diese Sachen als Künstler behandelte und für seinen eigentlichen Beruf einen Gewinn daraus zog. Wie er sich aber ein „Stück des Reichs nach dem andern auf dem Spaziergange übertragen“ ließ, und sich auch, so sauer es ihm zuweilen ankam, nicht überzeugen

wollte, daß dies nicht sein Feld war; wie er sich in dieser Unruhe von seinen dichterischen Arbeiten abhalten ließ, und sich nur in immer tiefere Verwickelungen stürzte; wie er selbst einsteht, daß sich der Mensch, der sich in Staatsfachen versetzt sieht, ihnen ganz widmen muß, da Er doch so vieles Andere auch nicht fallen lassen wollte; wie er fühlt, daß er zu viel auf sich lade, und doch nicht anders kann, — dies ist dem Unbefangenen unheimlich, der es beobachtet, und leid, wenn er die Folgen überschlägt. Indem sich Göthe gegen Merck rühmt, daß er in seinen Verwickelungen in die Hof- und politischen Händel eben recht am Plage sei, das Rothige dieser zeitigen Herrlichkeiten zu erkennen, schreibt er dazu: „Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach sind immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie Einem die Weltrolle zu Gesichte steht!“ Ob er in dem Augenblicke, da er dies schrieb, nicht wieder den mephistophelischen Freund am Ohre fühlte?

Wenn Göthe in den Briefen an Lavater mehr das Selbstgefühl, das Vertrauen auf sich selbst ausspricht und die anregenden und höheren Seiten seines Bestrebens und Lebens hervorhebt, so spiegelt sich die Rehrseite desselben und die Unbefriedigung, die es in Göthe zurückließ, mehr in seinem Verhältnisse zu Frau von Stein ab und in den Briefen an sie, die uns neuerlich mitgetheilt wurden<sup>213</sup>). In den kleinen Zetteln von Haus zu Haus liegt dies zwar nur fragmentarisch und in einzelnen Winken vor, aber das ganze Verhältniß, das sich vor uns aufschließt, spricht desto deutlicher. Im Verfolge dieser Briefchen, die uns eine Reihe von Jahren hindurch fast in die täglichen Stimmungen des großen Mannes hineinschauen lassen, wird uns immer am wohlsten, wenn Göthe von Weimar hinweg ist, auf Reisen, im Harz, in der Schweiz. Dann ist er immer schnell Er selbst. Dann regt sich in ihm die menschliche Neigung zu der Klasse von Menschen, „die man die niedrige nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist“, und er findet bei ihr alle Tugenden beisammen, Genügsamkeit, graden Sinn, Treue, Harmlosigkeit und Dulden. Dann ist er wie in den frühesten Tagen seiner Unabhängigkeit aufgeschlossen genug, mit Lavater wieder zu schwärmen und von dem Verkehr mit ihm auf langehin gute Folgen zu hoffen. Dann geht es ihm auf, in welchem sittlichen Tode er gewöhnlich lebte, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens komme, das in sich nie dürr und kalt sei. Dann bittet er Gott, daß dieser neugewonnene Vortheil

213) A. Schöll, Göthe's Briefe an Frau v. Stein von 1776—1826.

ihn nach Hause begleite, daß er die Seele offen behalte. Denn in Weimar hatte er die leidige Erfahrung an sich gemacht, daß „die Blüte des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe“, die seinem Wesen sonst eignete, täglich mehr in ihm gewelkt war. Die Halbheiten, die Heußerlichkeiten, die Thorheiten, die von seiner Stellung unzertrennlich waren, schrumpften sein Gemüth zusammen. Besann er sich auf diese Lage seines Inneren, dann sprach er in ganz anderem Tone von der großen Welt, in der er lebte, als in jenen Briefen an Merck und Lavater; dann war sie ihm nur eine garstige Farce, und er schwur, „keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden sei so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander.“ Diese Unbefriedigung war es, die das Bedürfnis in ihm hervorrief und erhielt, bei jener Freundin eine Stätte immer bereit und sicher zu haben, wo er sich in aller Offenheit mittheilen, über sein Eigenstes und Innerstes aussprechen durfte, das er Andern verschloß, wo er sich Trost holen konnte und Versöhnung mit der Gesellschaft, mit der er sich innerlich nicht verband. Der Anfang dieses Verhältnisses hatte anders begonnen, als der Fortgang war. Bei der ersten Bekanntschaft ergriff Göthe's leidenschaftliche Wärme; er drängte in siegesicherer Begehrlichkeit zu, wie er gewöhnt war, nannte die verheirathete Frau in seinen ersten Zetteln Du, bat sie zu leiden daß er sie liebe, pochte auf den Werth der Freundschaft, auf das Recht der Wahrheit vor dem Schein und versicherte, sie werde ihm seine Ungezogenheiten doch nicht abgewöhnen, bis er im Grabe läge. Aber diesmal traf er auf Widerstand, auf Rückhaltung und Entfernung. Dem heftigen: Erlaubt ist was gefällt — trat ein: Erlaubt ist was geziemt, entgegen. Er ward in Schranken gehalten, in nothwendige Gränzen gebannt, auf unvermeidliche Rücksichten gewiesen, und unter bestimmte Gesetze gestellt, so daß an die Stelle des liebenden Ungefügtes mit der Zeit eine ruhige Freundschaft trat. Frau von Stein erbte nach und nach, so schrieb Göthe an Lavater, seine Mutter, Schwester und Geliebten, und es flocht sich ein Band, „wie die Bande der Natur sind.“ Es wurzelte ein Baum der Freundschaft, der von den Unbilden der Bitterung nichts zu besorgen hatte; hier wurden ihm eine Liebe und ein Vertrauen ohne Grenzen zur Gewohnheit, die ihn für den Frost der Gesellschaft und der Geschäfte entschädigten.

Wir verlassen Göthe'n in diesem dunklen Orange, in dem er die Entwürfe zu seinen gereiftesten Werken fortwährend mit sich trug, aber sie zu gestalten nicht Zeit und Ruhe fand; in dem er *Edgmont*, *Iphigenie*, *Tasso*, *Faust*, *W. Meister* anfang und Alles „vertrödelte“; in dem

er das Leben genoß und größere innere Erfahrungen als früher sammelte, die wohl auch größere Zeiträume zu ihrer Entwicklung verlangten, ehe sie reis zum Pflücken, geschickt zum Abschluß und zur dichterischen Bewältigung waren. Zehn Jahre nährte er so die mächtigsten Empfindungen und Bewegungen seiner Seele, und keine geringere Zufluchtstätte ward verlangt, um ihnen endlich Form und Gestalt zu geben, als Italien, wo die künstlerische Natur des Mannes, der für jene mildere Sonne geboren war, erst völlig aufbrach, als er die Last seiner Geschäfte hinter sich hatte, vor sich die Reste der alten und mittleren Kunst, und in sich das lebendige Verständniß der alten Dichter. Wäre es möglich gewesen, daß er die Stoffe, die er in Italien auf Einmal ausbildete, in Deutschland nach und nach ausgearbeitet hätte, so würde sein dauerndes Beispiel besonders im Gebiete des Dramas vielen Schaden verhindert haben. So aber überließ er, nach Clavigo und Stella, den Wahlplatz zu behaupten seinen Freunden; die Tragödie in den 70er und 80er Jahren steigerte sich, während er immer mehr zur Ruhe, Mäßigung und Schönheit hinstrebte, nach seinem ersten Muster nach der Seite der Kraft und Naturwahrheit hin bis zur Karrikatur; und als er aus Italien zurückkehrte, erschraf er über die Gewüchse, die aus seinem erstgestreuten Samen erstanden waren.

In der maßlosen Betriebsamkeit um die Aufnahme unserer Literatur, die wir in den 70er Jahren und vorzugsweise in Göthe's Bekanntenskreise gewahren, fallen zwei Erscheinungen vor allen in die Augen, die uns von einer neuen Seite die streitigen Elemente der sich verändernden Zeiten und Geschlechter erkennen lassen. Was nämlich die Kritik angeht, den ästhetischen Sinn und die künstlerische Beurtheilung, so sehen wir fast Alles gleichmäßig die neue Theorie des Natursystems ergreifen. Nicht allein die strebende und leidenschaftliche Jugend verbreitete diese Ansichten und arbeitete nach ihnen, sondern auch ältere gesegnete Männer schlugen sich auf diese Seite, durch Lessing's besonnenen Vorgang gleichsam gerechtfertigt. Die früheren Dichter traten ab und verstummten; und wo, wie bei Kästner, Lichtenberg, Nicolai, noch die alte Schule vertheidigt ward, mußte meist persönlicher Eigensinn oder Gereiztheit zu der altväterischen Natur hinzukommen, wenn diese noch laut zu werden wagte. Was aber die poetische Schöpfung betrifft, so sehen wir eine eigenthümliche Lähmung durchgehen, als ob die schaffenden Organe

theils aus Alter, theils aus zu großer Jugend erschlaft wären. Denn nicht allein bei jenen gesetzten Aelteren beobachten wir diese Erscheinung, sondern auch eben bei jenen genialen Jünglingen voll himmelfürerischer Hoffnungen. Wir haben eine ganze Reihe von Dilettanten und Laien, Fragmentisten und Vielschreibern der verschiedensten Art, die meist alle vortrefflich urtheilen, voll der schönsten Grundsätze, voll Interesses an unserer werdenden Dichtung sind, aber der dichterischen Produktion entweder gar nicht, oder ganz wenig, oder doch mit wenigem Glücke obliegen.

So haben wir Joh. H. Merck<sup>214)</sup> nun schon so vielfach vortreffliche, strenge, aber immer aus dem schönsten Takte und dem kräftigsten Geschmacke stammende Urtheile aussprechen hören. Wir sahen den gereiften, ernstesten Geschäftsmann, der von Leben und Kunst ungefähr wie Lessing dachte, der auch Lessing's Glaubensbekenntniß in religiösen Dingen ausdrücklich für das seinige erklärte, ganz auf der Seite des jungen Genius, den er mit dem seltensten Scharfblick in der Zeit eines ganz verwirrten Geschmacks unter so Vielen als den Einzigen erkannte, der die rechte Anlage zur Rettung unserer Dichtung mitbrachte. So rathlos Göthe in kritischer Hinsicht war, so sicher war Merck. In bildender und redender Kunst ein treffender Kenner, wußte er mit Witz und ohne Floskeln, mit verständiger Schärfe und ohne Enthusiasmus die Werke der Phantasie zu unterscheiden. Wieland nannte ihn den Göthe unter den Recensenten; wirklich konnte er das empfangende Publikum von der tüchtigsten Seite darstellen, und er verachtete aufs tiefste die Urtheilslosigkeit des großen Haufens und seine materielle und schwerfällige Natur. Ganz wie Lessing zürnte er über die Nation, die immer Shakespeares und Sternes verlangte und doch den Literaten von Beruf Rang und Achtung versagte; die die Sinnlichkeit als einen Rausch betrachtete, dessen man sich schämen müsse, wenn er vorüber ist; die das Dasein des Dichters, „dessen ganzes Leben ein Rundtanz sinnlicher Empfindung ist,“ schief beurtheilte; die von ihm eine gute nützliche Zeitanwendung verlangte, und die Liebe zur Kunst nur erlaubte, wenn nichts Wichtigeres dabei versäumt ward. Ueberzeugt, daß in den Bildungen der Zeit und Geschichte Politik, Moral, Kunst, Religion so zusammenhängen, wie die Kräfte der menschlichen Seele, und daß sich jedes Jahrzehend im Ganzen und Großen umbilde, überschlug er den Zeitgeist, wann er und wo er urtheilte. Und von diesem Standpunkte

214) Vgl. Stahr's: Joh. H. Merck. 1840.

herab hatte er den Grimm gegen alles Halbe, Mittelmäßige und im Ganzen der Kultur Bedeutungslose, gegen alles Tabellarische und Encyclopädische in unseren Wissenschaften, mit Göthe gemein; hatte dieselbe Duldsamkeit gegen das Bestehende, gegen das Sinnliche, Poetische, Anschauliche in der Religion, wenn es auch nicht sein Glaube war, gegen das Eigene der alten Zeit, wenn er sich auch von ihr lossagte; und wo er ein Kunstwerk betrachtete, überschlug er es so im Großen, und lachte der „Feuerwerke von Gefühl und Kunstsprache,“ die die gewöhnlichen Kenner abzubrennen pflegen. Es läßt sich daher wohl begreifen, daß seine kritischen Episteln, in denen er, wie Göthe in seinen satirischen Sachen, die Kritik auf den naiven Stil zurückführte, vortrefflich sein mußten. Damals in dem allerersten Eifer muß Merck mit Göthe die ausschließende Strenge, die herbe Schärfe, den rücksichtslosen Muthwillen im Urtheile getheilt haben; sehr bald aber sieht man ihn nach dem ersten Ausbruch der feindlichen Spaltungen in den literarischen Kreisen gerade zwischen den heftigsten Gegensätzen versöhnend stehen. Für ihn waren die Parteien des gesunden Menschenverstandes wie der dichterischen Begeisterung, die auf langehin Deutschland entzweien sollten, gleich berechtigt, und es gewährt einen ganz eignen Anblick, wie Er und Möser mit den verschiedensten und unter sich verfeindeten Häuptern unserer Literatur befreundet waren, ohne in der Achtung der Einen oder der Andern einzubüßen, im seltsamen Gegensatz zu Jacobi, der sich ebenso nach allen Seiten zu vertragen wünschte, aber unwillkürlich Unverträglichkeit übte und erfuhr. Was diese Verschiedenheit erklärt, ist, daß jene Beiden anspruchlos nicht durch ihre Schriftstellerei zu glänzen suchten, besonders aber, daß sie mit einer unverwundlich gesunden Natur in Schriften und Handlungen das Gute und Rechte unterschieden und mit Gerechtigkeit und Wahrheit nach allen Seiten hin vertraten. Merck kannte die Göthe, Nicolai, Lavater, Basedow, Herder persönlich, verschloß sich den guten Absichten und Eigenschaften in keinem, änderte sein Urtheil über Göthe nicht vor Nicolai, und über Nicolai nicht vor Göthe, und hätte gern zwischen den Leidenschaftlichen und Eigensinnigen den Versöhner gespielt. Daher zeigt sich uns Merck in der kritischen Thätigkeit, die wir verfolgen können, ganz anders, als er in jenen Episteln gewesen sein muß. Er arbeitete sehr thätig in Wieland's Merkur mit, seitdem die frankfurter Zeitung aufgegeben war und die Verbindung mit Göthe sich lockerte. Der unbehagliche, hypochondre Mann zog sich zu dem behaglichen und zufriedenen hin, und im Dienste seines Götterboten schickte er ihm die Abfälle seiner Gedanken, die für

Wieland lauter Gold waren; er bequeme sich zu loben, Schonung zu üben, Rücksichten zu nehmen, der Alltagskritik zu fröhnen, der er doch sonst so auffässig war. Wieland meinte, er werde ein glänzender Schriftsteller sein, wenn er nur wollte, und sah nicht ein, wie Goethe, daß ihm das eigentliche schöpferische Talent abging, daß seine Briefe und Gespräche weit besser waren als seine fragmentarischen Schriften, die z. Th. noch sehr nach der alten Zeit schmecken. In seinen mehr darstellenden Aufsätzen erinnert er an Sturz und besonders an Möser, dessen Phantastien eine Herzensweide für ihn waren, worin er zweifelte, ob er die Einbildungskraft, den Witz oder den „baumstarken bonsens“ höher bewundern sollte. Sein Schmerz über den Mangel an gefunden und weitsehenden Naturen unter der Masse deutscher Schreiber machte es natürlich, daß sein Blick auf einem Manne wie Möser mit behaglichem Wohlgefallen ruhte, und daß ihm dieser Vorbild und Beispiel ward; so wie seine eigene geistige Gesundheit es erklärt, daß er auch unabhängig von ihm in dasselbe Geleise der Lebensanschauung kam. Merck urtheilte in den Fächern der Naturkunde und Kunst, wie jener in den politischen und staatswirthschaftlichen, und seinen Brief eines Landedelmanns<sup>215)</sup>, oder die Schilderungen des jungen Rheims von dem Staatswesen und Stadtleben, würde man in den patriotischen Phantastien ohne Anstoß lesen. Die Tendenzen sind für ein schärferes Auge verschieden: Merck's ersterer Sarkasmus trennt sich von der gutmüthigen Ironie Möser's, sein bürgerlicher ganz entschiedener Freisinn von dessen höflichem Anstrich, so wie ihn von dessen staatsgeselligem Sinne ein gewisser Unabhängigkeitsgeist scheidet, der die Kultur mit ihren Folgen und Bedürfnissen gern entbehrt. So veranschaulicht seine Geschichte des Herrn Rhein an dem Glücke des Bauernlebens, der Unnatur der Gelehrten- und Staatswelt und der Rastlosigkeit des Gewerbestandes die Wahrheit, daß der Mensch auf eigenem Schaffen und Thun sicherer ruhe als auf Wissen und Erlerntem, und daß die Bedürfnislosigkeit glücklicher lasse als Kultur und Luxus. Hier hört man eine Stimme aus Rousseau's gemäßigter Schule, während Möser in der ächtesten deutschen Natur und Gemüthlichkeit von Rousseau und Voltaire gleicherweise eben so weit abstand, als sich Wieland Beiden annäherte.

Möser und Sturz, die wir mit Merck vergleichen, können wir aus demselben Gesichtspunkte hier anführen, von dem sie uns allein angehen: wie nämlich diese Männer der Wissenschaft und des praktischen Lebens

215) Merkur 1780. III, 177.

von dem Flusse der schönen Literatur mitgerissen werden, bald ein Urtheil zu fällen und in Geschmacksachen eine Partei zu ergreifen, bald einen wissenschaftlichen Gegenstand in freieren Formen zu behandeln, bald sich selbst im Gebiete der Kunst zu versuchen. Eine Erscheinung wie Justus Möser muß uns in jener Zeit für viele Sonderbarkeiten der jungen Literatur entschädigen. Ein Mann, der sich an die klaren einfachen Geseze der Natur in Staat und Leben bindet, der mitten in den Bedürfnissen der Zeit und in den Mängeln der Zustände steht, sie überseht, ordnet, und mit dem seltensten Takte zu handhaben rät; der selbst ein Bild der Schlichtheit und Einfachheit darbietet, und doch mild, heiter und fröhlich Lust und Freude vergönnt, und dem Luxus und Wohlleben das Wort zu reden weiß; der die schönsten Gaben des edlen Volksmanneß vereinigt mit der schonenden Zügsamkeit des Geschäfts-, ja des Hofmanneß; der in London seinen politischen Gesichtskreis auf die ungeheuersten Verhältnisse des größten Staats Haushaltes ausgedehnt hatte und doch nicht den innigsten Sinn für die kleinen Zustände seines kleinen Vaterländchens verlor; der sich vielmehr mit dessen Gegenwart praktisch und schriftstellerisch so musterhaft beschäftigte, daß er in seinem lebendigen Wirkungskreise erstaunlich viel Segen gestiftet, und in Osnabrück einen nachhaltigen Staats- und Bürgerinn begründet hat; der sich eben so musterhaft den Forschungen über die Vergangenheit seines Vaterlandes hingab, daß er mit seiner osnabrückischen Geschichte, sowie mit einzelnen Winken in den patriotischen Phantasien ein anregendes Beispiel für deutsche Geschichtschreibung, Rechtsforschung und Staatsökonomie geworden ist, — ein solcher Mann tröstet uns in Deutschland mit seiner unverwüßlich guten Natur für die trostlosen politischen Zustände, die alle Talente zu verwüßten pflegen, welche sich nach dieser Seite hin neigen; er beweist uns, daß die engsten Verhältnisse, wenn sie einsichtig und thätig benutzt werden, daß unsere kleinen Stättchen, wenn sie Mischung der Gewalten und Bewegung der Geister gestatten, wie es in jenem geistlichen Wahlstaate der Fall war, ebensowohl das Talent reifen können, wie die ungeheueren Räume des amerikanischen Freistaats. Denn wie oft hat man Möser mit Franklin verglichen und immer neue Punkte der Aehnlichkeit, von den allgemeinsten Aeußerungen ihrer Menschenliebe und Menschenverstandes an bis zu ihren kleinen Paradoxien gefunden! Wenn man denken sollte, daß irgend einem Manne die Bewegungen in unserer schönen Literatur hätten gleichgültig, und die Neuerungen in den 70er Jahren zuwider sein dürfen, so wäre es gewiß Möser, der in seine nützlichen Thätigkeiten vertieft, dazu in

einem Lande geboren war, wo die Schriftstellerei langher mangelte, wo v. Bar französisch schrieb, und wo Gottsched reformirte, so daß auch Möser's Jugendschriften die gottsched'sche und die französische Schule gleichmäßig verrathen. Allein er ging mit der Zeit fort, er schloß sein Inneres für Lessing und Klopstock auf, wagte sich an dramatische Versuche, die vergessen sind, schrieb (wie wir hörten) für den verbannten Harlekin, und setzte die beste Entgegnung gegen Friedrich II. zum Schutze der deutschen Literatur. In dieser Schrift, die Göthe in Verbindung mit Möser's Tochter brachte, nannte er Klopstock, Göthe und Bürger ganz in dem Sinne der neuen Jugend die Grundbauer unserer Literatur, er bewunderte sogar die „herkulische Kraft“ in Klinger, Lenz und Wagner, obwohl er wußte, daß sie sie vorzugsweise zu schmutziger Arbeit angewandt hätten. Und wie sehr er auch noch als ein Mann der alten Zeit einzelnen Namen anhing, die jetzt zu verschwinden begannen, so steht er doch ganz in den Naturtheorien der Göthianer und der Schule Klopstock's, die den nordischen Geschmack gegen den südlichen, den englisch-deutschen gegen den italienisch-französischen vertheidigten. Ueber dem Ideal, das der Süden anstrebte, sagt er, sei seine Poesie verarmt und habe die Mannichfaltigkeit verloren, die der Norden der höchsten Schönheit vorgezogen; er stellt sich gegen die Konvention und den guten Ton, der uns zu jenem einförmigen verfeinerten Geschmacke führt, auf die Seite der Natur, die uns zu Mannichfaltigkeit und Reichthum anleitet, wohl aber auch zur Verwilderung irre führen kann. Ganz dieses Sinnes war auch Helfrich Peter Sturz (1737—79), dessen Schriftstellerei häufiger mit Möser's ist verglichen worden. Er gehört seinen praktischen Richtungen nach zu Möser, nach seiner Kenntniß und Liebe für die englische Literatur und Schauspielkunst zu Lichtenberg, nach seinen Verbindungen zu Klopstock's Kreise, nach seinen Schriftchen zu der großen Klasse jener Fragmentisten, in deren Mitte Lichtenberg und Lessing stehen, nach seinem Charakter und physischen Beschaffenheit zu den vielen Hypochondristen und Humoristen jener möser'schen Periode. Auch er billigt<sup>216)</sup> die Revolution in unserer Literatur, und meint, es sei endlich Zeit, daß die Natur rede, wie ihr der Schnabel gewachsen sei, daß nicht allein der Kenner befriedigt werde, sondern auch die unverdorrene Klasse der Menschen: sei diese erste gebildet, so werde ihr Beifall das Siegel der Vortrefflichkeit. Er freut sich, daß die populäre Literatur schon aus den Zimmern unter die Treppe wandre, und erzählt mit Vergnügen, daß

216) In den Schriften I. Briefe aus England.

er eine Lesegesellschaft kenne, in die ein paar Kutscher gehörten. Auch Er hat sich dramatisch versucht, und an einem Gegenstande, wie ihn jene göthischen Freunde gern wählten: die Heldin seines Trauerspiels, Julie, ist zu einer Heirath gegen ihre Neigung genöthigt; die Ausführung aber ist trocken, ganz verschieden von dem Sturm und Drang der Tragödie der 70er Jahre, und beweist wieder, wie gering das poetische Vermögen bei so Vielen war, die doch den Versuchungen der Zeit und den epidemischen Einflüssen der dichterischen Atmosphäre nicht widerstehen konnten.

Auch J. G. Schloffer<sup>217</sup>), Göthe's Schwager (aus Frankfurt 1739—99) gehört ganz in die Reihe der Literaten, die gern alle Wissenschaft auf einen bestimmten Nutzen zurückführten, und insofern von der neuen Dichtung weit abzuliegen schienen. Er war in mangelhafter Schule aufgewachsen, ein Autodidakt, und auf diesem Wege einer der Fragmentisten und Aphoristiker geworden, die in Moral, Politik, Religion vorzugsweise auf das Praktische gerichtet waren. Er stand mit den Schweizern, mit Iselin und Bodmer in Verbindung; die helvetische Gesellschaft wirkte auf ihn, wie auf Karl Friedrich von Baden über; die gemeinnützigen Regungen unter den Zürichern ergriffen auch ihn, denen damals der Bauer Kleinjogg, jener fleißige Landwirth von gutem Kopf und gesunder Denkart, ein Prophet war. Ein durchaus edler Mensch, durch strengere Grundsätze mehr mit Klinger verbunden, durch hypochondre Stimmung zu dem Umgang mit dem sanften Georg Jacobi und Pfefel getrieben, ungefähr wie Merck zu Wieland, war Schloffer gleichmäßig des Ideals und der Wirklichkeit bedürftig. Sein ganzes Leben prägt den Zwiespalt einer Natur ab, die gleichmäßig berufen schien zu äußerem Wirken und innerer Beschaulichkeit, und die zwischen beiden zu keiner festen Entscheidung gekommen ist. Er wirkte am wohlthätigsten in Amt und Pflicht, und doch war er stets geneigt, sich beiden zu entziehen, und in der Wissenschaft Befriedigung zu suchen, wo er sie auch nicht fand. Er war vielleicht zum Rechtsgelehrten geboren, doch war es ihm im Advokatenstande unbehaglich; er neigte zu dem wissenschaftlichen Berufe des Juristen, ohne auch da etwas zu leisten; er ward das natürliche Vorbild der historischen Rechtsschule, und stellte sich damals gegen Friedrich's II. Gesetzbücher, da es doch seiner praktischen Einsicht hätte klar sein sollen, daß eine Reihe mangelhafter Versuche in der Gesetzgebung sicherer zum Vollkommenen führen müsse, als eine

217) Vgl. A. Nicolovius, J. G. Schloffer's Leben und lit. Wirken. 1844.

Reihe wissenschaftlicher Forschungen, die sich dem lebendigen Bedürfnisse entziehen. Er mischte sich in die Philosophie, stellte sich aber auf die Seite, wo sie am unfruchtbarsten ist, zu den eklektischen Gefühlsphilosophen, den unbilligen Gegnern Kant's und Spinoza's; er übersezte Aristoteles' Politik, hatte aber den Wunsch, Plato bei uns zu nationalisiren. Er war religiös, von der moralischen Seite des Christenthums erbaut, von dem praktischen Evangelium Mathäi besonders angezogen, ein Feind theologischer Haarspalterei und Derer, die die Religion zur Gelehrsamkeit machten; er ward daher wegen seines Katechismus von den Orthodoren verdächtigt; dennoch stellte er sich in jenen thörichtsten Streitigkeiten mit den Berlinern über Gagliostro und Stark auf die Seite der Lavater und Pfenninger. So trat er überall in eine gewisse neutrale Stellung, nach doppelten Seiten hin anfeindend, und hatte das Schicksal aller Neutralität, die gute Kräfte ungenutzt verbraucht. Sein Idealismus stieß sich an den Ecken der Welt, sein Realismus an der Unzweckmäßigkeit des wissenschaftlichen Treibens; und weder brachte sein praktischer Sinn den Nutzen, noch trug ihm sein Nachdenken die Frucht ein, die man von seinen Gaben hätte erwarten sollen. Wie er überall die Mitte der Unbefangenheit einzunehmen strebt, so sieht man ihn auch in einem Streite, der damals die Welt bewegte, in einer haarscharfen Mitte zwischen denen, die wie Rousseau zur Natur zurück, und denen, die wie Iselin zu einer gewissen Kulturhöhe vorwärts wollten; Beides war ihm allgemeine Theorie, und er verlangte das praktische Verfahren nach dem gegebenen Falle. Dies war ihm in allem Wissen die wahre Weisheit, von den Verhältnissen auszugehen, sich nach der Decke zu strecken, den jedesmal passenden Grad der Vollkommenheit ins Auge zu fassen, wenn es sich um Reformen handelte; das Erreichbare anzustreben, nicht das Ideal; am Staate zu erhalten lieber, als entweder umzustürzen oder zu künsteln; er rieth, an den Gesetzen und Verfassungen weise „zu flicken,“ und mit der Spekulation den Gang der Natur nicht früher zu versuchen, ehe der Mensch ihn selber gehe. Er zweifelte auch, ob wir der Natur wieder nahen könnten, oder wollte doch erwogen wissen, wie weit wir es könnten, und wie viel wir unsern Nachkommen überlassen müßten. Mit diesen vorsichtigen Zweifeln stand er wie ein Prediger in der Wüste in einem Geschlechte, das in allen Gebieten nach Revolutionen dürstete. Es war ihm zu weit gegangen, wenn die übertriebene Humanität an die Stelle des Rechts fahrlässige Billigkeit setzte, zu weit, wenn der Kosmopolitismus alle Vaterlands-  
 liebe überwältigte, zu weit, wenn Reimarus vorzeitig erleuchtete, ehe

dem Volke ein Glaube gesichert war. Es war ihm zu kühn, wenn Basedow Niesenanstalten für Zwerge errichtete, und Emile unter lauter Jahoos erziehen wollte, Herzen voll Wahrheit der verwickelten Theologie gegenüber, Köpfe voll Licht mitten unter dem verwirrten Rechte, freie Seelen in sflavischen Regierungsformen, liebevolle Jünglinge in der kalten Welt. Es ist vortrefflich, wenn er die Grenzen der Erziehung erwägt, die wenig besser machen kann als die Natur, aber Vieles an ihr verderben, und wenn er sich denkt, daß die endlosen Mißstände der Welt, die einer guten Erziehung entgegenstehen, durch eine Handvoll Seminaristen sollten gehoben werden. Dennoch aber, wie praktisch auf das Nächste gerichtet er in allen diesen Grundsätzen erscheint, bedarf er doch wieder überall Verbesserungen, die über die Kraft der Reform hinausreichen, und als er 1777 im Mercur seine politischen Fragmente mittheilte, zählte man ihn zu den Revolutionären, die sich von dem Bestehenden lossagten. Gleichwohl hielt Niemand, als die Revolution wirklich kam, ihren Anblick weniger als Er. Wenn nun alle diese Widersprüche und Gegensätze in dem Manne selbst, und des Mannes gegen die Welt sonderbar sind, so ist es noch auffallender, daß er im Aesthetischen, wenigstens zu Zeit und nach Laune, ganz auf der Seite der poetischen Revolutionäre stand. Schon daß er den Longin übersezte (1781), zielt hierhin: denn dieser weist die ängstliche Beobachtung der Regel ab und lehrt den Genius trotz der Fehler zu ehren. Am merkwürdigsten aber ist sein Schreiben des Prinzen Tandi an Lenz, den Verfasser des neuen Menoza<sup>218</sup>). In diesem Stücke hat Lenz ihn selbst unter dieses Prinzen Maske verstanden, und Schlosser spricht ihm in dem Briefe Muth zu. Er verwirft hier die Poetik des Aristoteles, dessen Politik er doch so achtungsvoll übersezte und auslegte. Mit Unmuth habe er den kalten Unmenschen die Linien zu dieser Dichtungslehre drehfeln sehen; er verachte die regelrechten Stücke; bei Shakespeare habe er statt der Regeln Zauberkraft gefunden; nur Eine Regel gelte: fühle, was du fühlen machen willst! sie sei der Stempel des Dichtergenies, ihn habe Lenz! Und nicht allein ästhetisch, auch menschlicherseits überhaupt scheint sich Schlosser hier in die Zunft des Naturgenies einschreiben zu wollen: er läßt den Prinzen Tandi sagen, ihn habe der Dichter am wenigsten treu portraittirt; er habe nur den Philosophen in ihm gesehen, der nach festen gefühlten Grundsätzen gerade der Vernunft Alles abwägt — aber auch die Leidenschaften stürmten in ihm; er suche

218) Im 2. Bande der kleinen Schriften v. Schlosser. 1779. 4 Hle.

Wahrheit nicht, um sie zu wissen, sondern mit Leidenschaft sich hineinzustürzen und in ihr zu leben; er liebe und hasse mit gleicher Leidenschaft. Gegen diese Grundfäße sticht dann wieder in der sonderbarsten Weise ab, was man von Schloßers eigenen poetischen Versuchen kennt und weiß. Er schrieb in seiner Jugend ein englisches Gedicht gegen Pope, das er später in deutscher Prosa bearbeitet herausgab, Antipope 1776. Dann versuchte er sich an einer Uebersetzung des Homer in Alexandrinern, und dies allein mag uns schließen lassen, daß dieser Mann so wenig wie Merck als Poet in die Zeit hätte eintreten können, die der Dichtung jedes Volks und jedes Zeitalters ihre Natur gönnte und nach eigner Natur für ihre Dichtung rang.

Wo wir aber die Unentschiedenheit der Stellung, das Schwankende des Verhältnisses, die neue Toleranz gegen jede geistliche Richtung, die nur wieder intolerant wird, wo persönliche Gereiztheit hinzutritt, wo wir die dilettantische Theilnahme des praktischen Geschäftsmannes an der Literatur, und endlich das Unfruchtbare dieser Klasse von Theilnehmern auf der höchsten Spitze sehen können, ist bei Friedrich Heinrich Jacobi<sup>219)</sup> aus Düsseldorf (1743—1819). Ihn hatten Wieland, Göthe und Lessing, eben die Leute, die unsere Literatur den Händen der Schulpedanten entreißen und feineren Weltleuten übergeben wollten, wiederholt, dringend und aufmunternd zur Schriftstellerei aufgefordert, zu der er doch gar nicht geschaffen war. Er war von Jugend auf zum Kaufmann bestimmt, war ohne eigentliche Schulbildung geblieben, und sollte und wollte später als Autodidakt und Laie sich mit allen Schulen der Philosophie schlagen, in deren Terminologien er nach eigenem Geständniß langehin Mißgriffe machte. Er war im Lande der Stillelten geboren, in eine Gesellschaft der Feinen einverleibt, nachher nach Genf, in den Umgang mit Schülern Rousseau's gekommen und hier gewann der Mathematiker Lefage Einfluß auf ihn, der ihm noch in Briefen später Studienplane entwarf, ihn auf allerhand Lektüre verwies, die man in den guten Circeln von Paris betrieb, und der von ihm (1763) hoffte, er werde uns Shaftesbury und Rousseau ersetzt haben, wenn er freien Lauf gehabt und sich der Poesie, Beredsamkeit und höheren Moral hätte widmen können. Jacobi aber mußte vielleicht hoffen, auch ohne dies Plato werden zu können, wie er denn weiterhin immer von einem System seiner Philosophie sprach, der doch nie nur eine systematische

219) Vgl. Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Göthe. Von Dr. F. Deycks. Frankfurt 1848.

Abhandlung schreiben konnte, wie ihm sein Feind Mendelssohn und sein Freund Hamann, und Friedrich Schlegel, der Freund und Feind schien, gleichmäßig zu verstehen gegeben haben. Er mochte frühe, wie jene Zeit geneigt war, auf ein Angeborenes und Eingeebened, auf eine dämonische Natur vertrauen, und es schienen ihn Erfahrungen dazu zu berechtigen<sup>220</sup>), die Andere freilich nur in Verbindung mit seiner Reizbarkeit und Nervosität sehen würden; es klebten ihm Ansichten der frühesten Kindheit an, und er strebte immer die ersten Offenbarungen und Ahnungen der Seele mit der Vernunft zu versöhnen. Daß bei einer solchen Natur, bei einer unbefriedigten Stellung im äußern Leben und einem halbverfehlten Berufe, bei einer mangelnden Schule alle seine Bekümmernisse und Philosopheme zuletzt nur auf ein ganz Individuelles hinauslaufen konnten, liegt in der Natur der Sache, und seine Freunde und Schüler haben es selbst gesagt: ihm schien es, als ob der Mensch nur in dem Leben könne, was er für wahr halte, mit dem sich vereinigen und Friede halten, was ihm gerecht scheine. Er war hierin im reinen Gegensatz zu Lessing, der im Ganzen seiner Umgebung lebte, und Friede und Krieg hatte mit Meinungen, die er Schaden oder Nutzen bringen sah, gleichviel ob sie im Grunde der Seele ihm lieb oder leid waren, der eine Wahrheit für sich einsehen und für eine andere öffentlich streiten konnte, wenn ihm die seinige untauglich für die Öffentlichkeit schien. Daher hatte Jacobi später gar nicht in Lessing's Sinne gehandelt, als er dessen spinozistische Bekenntnisse veröffentlichte, und ganz Lessing's Geist entgegen war der geistliche Eifer, mit dem er in den gehässigen Streitigkeiten, die wir weiterhin noch berühren, seine Ansichten zu Gewissenssachen machte und zu verbreiten suchte. Und dies war um so auffallender, als er selbst seiner Meinung so wenig sicher war. Denn wenn wir ihn selbst nach der endlichen Befriedigung fragen, die doch nur der Prüfstein jeder Weisheit, zumal einer solchen sein kann, die so ganz nur in-

220) Er erzählt, sein kindischer Tieffinn habe ihn schon im 8ten und 9ten Jahre zu gewissen sonderbaren Ansichten gebracht, die ihm bis spät blieben. Es habe ihn nämlich in diesem Alter plötzlich eine Vorstellung von ewiger Fortdauer beim Nachgrübeln über die Ewigkeit *a parte ante* mit solcher Klarheit angewandelt und so ergriffen, daß er in eine Art Ohnmacht sank. (Werke IV. p. 87.) Zu sich gekommen, erneute er diese Vorstellung und gerieth in einen Zustand von Verzweiflung; er ertrug sie nicht. Im 23sten Jahre wiederholte sich diese Erscheinung, aber nun konnte er die gräßliche Gestalt ertragen, und er wußte jetzt mit Gewißheit: sie war. Er könne sie seitdem zu jeder Zeit in sich aufrufen, und glaube, er könne sich in wenigen Minuten das Leben nehmen, wenn er sie einigemal wiederhole!

dividuelle Lebensphilosophie sein wollte, so finden wir ihn zweifelnd und halb verzweifelnd an Welt und Wissen, der die Welt so vielfach und eifrig belehren wollte; in Unmuth und Unglauben einen Salomo, da er doch so salbungreich von der Nothwendigkeit des Glaubens sprach. Er gibt sich immer die Miene der Unfehlbarkeit, als ob sein Weg der Weg der Wahrheit und des Lebens sei, und zuletzt läuft bei ihm Alles auf die schwermüthige Trauer über die menschliche Natur hinaus: „er findet überall sein eigenes Elend, seine eigene Armuth wieder,“ und nicht Jeder wird sich hierbei wie Hamann trösten, dem es nicht besser ging: daß man mit solchen Gesinnungen nicht weit vom Reiche Gottes sei. Er lieft schwankend die Gedanken der freigeistigen Forster und Lichtenberg, fürchtet sich der Sünde und läßt sich's doch schmecken; dann wieder, wie Lavater, seines Glaubens und seines persönlichen Gottes bedürftig, klammert er sich an Herder mit dem Hülfesruf, er solle ihm zu festem Glauben, zu diesem Priesterthum, dieser Feuerweihe helfen. Und so hat Jung Stilling ihn zum Deisten und Zweifler aus Grundsätzen erklärt, und richtiger hat Fr. Schlegel bemerkt, daß er von dem Wege, den er gewählt zu haben scheine, unaufhörlich nach dem anderen hinüberspiele, irre werde und in ein stetes Zaudern und Zweifeln gerathen sei. Denn dies ist eben ein Zeichen der Zeit an Jacobi, das uns hier als sehr charakteristisch interessirt: daß er nämlich bei all seiner individuellen Natur und Subjektivität zugleich die größte Objektivität zeigt darin, daß er sich mit Allem verträgt, wenn es ihn nur nicht persönlich verletzt, daß er sich gerne verwahrt gegen alle Angriffe, daß er sich setzt mit allen Meinungen und Ansichten, sie mögen noch so himmelweit verschieden unter sich und von den seinigen sein, daß er daher tolerant und intolerant zugleich erscheint, gleichgültig und reizbar, partiisch und unpartiisch, eben so eifrig sich über Anderer Meinung aufzuklären, als seine eigene Anderen unterzuschieben oder anzutragen, begierig sich an alle Männer von Bedeutung anzuschließen, sich gegen alle auszusprechen. Denn dies ist der Ausdruck sowohl einer unbefriedigten und unfertigen Bildung, als auch jener vornehmen, ideenbedürftigen Redesucht derer, die sich zu Handlungen und thätiger Wirksamkeit wenig aufgelegt fühlen, daß man stets über Alles grübelt und flügelt, philosophische Absicht in Allem sucht, philosophische Beobachtung, an Allem und zu jeder, auch noch so unpassenden Stunde übt. Und daher findet man bei Jacobi und in seinem Kreise, ganz im Extrem bei der Fürstin Gallizin, jene systematische geistreiche Unterhaltung, jene Tagebüchermoral, die das Leben in lauter Betrachtung auflöst, jene Sentenzen à la Larochefoucauld und Mon-

taigne, die dürstige Frucht einer launenvollen, veränderlichen und fast immer charakterlosen Weisheit. Man findet in Jacobi's Kopfe immer solche Probleme der Gefühlsphilosophie, die dem Jüngling bei seiner ersten Charakterentfaltung sehr wohl anstehen, dem Manne aber im Rücken liegen müßten: ob man einen Freund noch lieben würde, den Krankheit häßlich entstellt hätte; in wie weit man Freund von dem Freunde des Freundes sein müsse und dergl. ! Mit diesem Bedürfnisse der Mittheilung und der Anlehnung stimmt nun ganz die weite Bekanntschaft Jacobi's mit allen Literaten, und daß sein Pempelfort, wie später der Wohnsitz der Fürstin Gallizin, ein Mittelpunkt für alle Reisenden ward. Unabhängig von einander hatte sich in Düsseldorf und in Straßburg dieselbe Beweglichkeit kund gegeben, und in Jacobi war Göthe's Eifer noch in größerem Maßstabe, die edlen Menschen der Zeit persönlich zu kennen, wie er sich bei Gleim, in der Herzogin Amalie, bei Joh. v. Müller vorfand, der ganz ein Kind dieser Zeit und voll von ihren Eigenheiten, Launen, wechselndem Geschmacke, tieferen Regungen und schwankenden Stellungen war. „Menschen dieser Art, sagt Jung von Jacobi im Theobald, haben ihren Geschmack und Empfindung hoch rektificirt und können in der Welt Gottes nichts Alltägliches ertragen, das ennuyirt sie; wo sie aber Geniesfunken entdecken, da jubiliren, hertzen und küssen sie.“ Dies schildert sein entgegenkommendes Wesen gegen Alle vortrefflich. Göthe'n befremdeten später bei der Lectüre der jacobischen Briefe diese Verbindungen zwischen Menschen, die keine Spur von gleicher Richtung und gemeinsamen Interessen hatten, und er bemerkt, daß auch Herder'n dabei nicht wohl war, daß er zu hoch über dem hohlen Wesen gestanden habe. Zuerst war eine innige Freundschaft zwischen Jacobi und Wieland, als dieser mit Georg Jacobi stand und Iris und Merkur ein friedliches Paar waren. Damals war Friedrich Jacobi wie die Gräfin Gallizin mit dem eleganten Philosophen Hemsterhuys verbunden, der ein Freigeist war wie die Forster und Lichtenberg, dessen Spinozismus Lessing anzog, dessen Feinheit, Wiß und Dichterschnuck ihm damals den unbestrittenen Namen des Plato des Jahrhunderts erwarben. Populare Philosophie war Jacobi das Höchste, und dies wies ihn auf Wieland, den er damals mit Heftigkeit gegen die Göttinger und gegen Féron vertheidigte, den er bewunderte, aber auch in Einem Athem in jener herben Art tadelt, die Hamann eigen war, und dieser auch bald genug an Jacobi selbst ausließ. Die Freundschaft mit Wieland löste sich, seitdem dieser den Sebalbus von Nicolai gelobt hatte, worin Friedrich die beißende Karrikatur seines Bruders Georg in dem

Herrn Säugling erkannt hatte; und später noch entschiedener durch eine machiavellistische Schrift Wieland's über das Recht des Stärkeren, die dem freisinnigen Jacobi zuwider war, der keinen Götzendienst gegen Fürsten, kein Schönthun mit der Despotie ertragen konnte. Göthe sollte nun Wielanden ersetzen, und mit ihm vertragen sich und versöhnte sich Jacobi nach den Reibungen, die wir berührt haben. Man wollte in seinen Schriften jetzt Göthe's Stil sehen, er fand ihn selbst mehr lavaterisch; Lavater hatte ihn mit seinem „vernünftigen Enthusiasmus“ in der ersten Minute eingenommen, später aber fand er vielfach Ursache sich von ihm abzuwenden und eine Stellung zwischen den Aufklärern und Schwärmern zu suchen. So sehen wir ihn immer hin und her fahren, getheilt in die Bewunderung von Klopstock und von Lessing; wie er sich Lichtenberg von Seiten der Mächtigkeit empfiehlt und Claudius von Seiten des Glaubens, wie er Hemsterhuys und Forster treu bleibt und Hamann trotz seiner schändlichen Behandlungsart liebt, mit der ihm dieser gerade sein politisches Schaufeln zwischen den Parteien verwirrt<sup>221</sup>); er geht mit der Gallizin und mit Stolberg aufs innigste um und läßt sich mit Göthe und Müller des Katholicismus verdächtigen, von dem er auch, wie Hamann selbst wußte, gar nicht fern ablag; es überraschte auch später mit Recht, daß er so heftig gegen Stolberg Partei nahm, und es war natürlich, daß er wieder einlenkte. Und doch stand er auch wieder mit Bosh; er fällt Herder'n ganz bei, und hält sich ebensowohl zu Heinse, mit dem sonst kein Mensch zu thun haben wollte. In seiner Philosophie war er wie Schloffer

221) Er schreibt ihm: „Verzeihe mir, daß ich Dir das Kalte und Warne Deines Athems zur Last lege. Wie kann ein wüthender zugleich ein verständiger und schlauer Mann sein? [Es ist von Stark die Rede.] Die alte Geschichte des neu, in neuem Balge, erscheinenden Katholicismus kommt mir nicht als ein Idealismus, sondern als ein unsterblicher Realismus vor. Du kannst das Uebel freilich nicht sehen, dieweil Du selbst mit einem geheimen Katholicismus inficirt bist, und, wie es allen Gesetzgebern geht, nicht das Herz hast, den Stab über Deinem eigenen Kopf zu brechen. Du scheinst Dich nicht, Gamaliel factice, meinen ehemaligen Beichtvater als einen — Maul- und Bauchpfaffen zu lästern? Ach Deine politische Freundschaft übertrifft alle *pias fraudes*, die Du so nachdrücklich an Andern rügst. Lege die Feder nieder, schöpfe eine frische reine Luft, und weine über Deine eigene Biflon“ u. s. f. — Die auffallendste von allen diesen Zweideutigkeiten oder Zweiseitigkeiten Jacobi's ist die Art und Weise, wie er es sich zu einer Art Lebensaufgabe machte, gegen den spinozistischen Atheismus anzukämpfen, und wie er nachher, als Alles und auch sein Herder sich dagegen auflehnte, sich verschanzte, Atheismus nehme er gleich Kosmotheismus und bezeichne ihn als nichts Anstößiges! Es ist aber ein leidiger Erfsay, wenn ich Jemanden vor aller Welt Ohren Satan schimpfe und ihm dann unter vier Augen sage, Satan sei ein Engel.

ein ungestümer Gegner Kant's; nachher suchte er sich mit Fichte zu setzen, und mit Fries, und meinte sich bald in Reinhold, bald in Fr. Schlegel wieder zu erkennen. Mit dieser unsicheren Natur ward nun Jacobi in die Ideenkreise der jungen poetischen Literatur gerissen und mußte seine Partie ergreifen. Bei einem so bestimmbaren Mann kam auf die nächsten Einwirkungen erstaunlich viel an. Hier hielten sich Göthe und seine Gattin gleichsam die Wage, ein Weib, die jenen Himmelfürmern, die sich für die Menschheit, gegen Familie, Haus und alles Engere empörten, ganz entgegen lag, indem sie, wie jene Amalie im Allwill, sich umgekehrt für Mann und Kind und Haus gegen alle Welt empört haben würde. Göthe fühlte dies Jacobi's ganzem Wesen gegenüber wohl durch. Er tadelte sein Einmümmen in den einfachen Familienzustand, und mied sein Haus später, weil er sich vor der Beschränkung seiner dichterischen und menschlichen Freiheit durch jene konventionelle Sittlichkeit fürchtete. Was den poetischen Geschmack angeht, so läßt sich erwarten, daß Jacobi so gut wie Schloffer oder Merck den Naturtheorien huldigte. Die Dichter, welche Genie hinriß, die nicht lange überlegten, die nicht erst ihre Schönheiten ins Licht zu rücken brauchen, „die, weil sie wirklich sahen, hörten und fühlten, in ihre Worte das allgenugsame Hephata aufnahmen, welches ihnen selbst Sinn, Herz und Geist geöffnet hatte, diese Leute machten ihm Alles recht.“ Da er aber so wenig wie Klinger den Dichter vom moralischen Menschen trennen wollte, oder da bei ihm der dichterische Mensch moralisch ward, wie er von den Genies umgekehrt behauptete, der sittliche Mensch werde in ihnen poetisch; da er seiner ganzen philosophischen Richtung nach eher darauf geführt wurde, über das moralische Genie nachzudenken als über das dichterische, so trat hier sein eigenes Gefühl, dem er vertraute, und sein Sinn für Häuslichkeit, in der er sich glücklich wußte, gegen die neuen Genialitäten. Als er sich zu jenen philosophischen Romanen aufgefordert fühlte, Allwill und Woldemar, die uns hier allein angehen, und die er im Drange jener Jahre (1775—79) in der ersten Gestalt der Iris und dem Merkur einverleibte, so lieferte er daher gleichsam die Gegenstücke von Werther. Er zeigte das moralische Genie, das hier in das schönste Licht gerückt war, von zwei Seiten, mit jener Unparteilichkeit, zu der ihn seine ganze Unentschiedenheit außerordentlich befähigte, und auf die er selbst sich große Stücke einbildete. Als darstellendes Werk ist Allwill durchaus unbedeutend; Jacobi hat nicht einmal Anlage, sich raisonnirend verständlich zu machen, geschweige darstellend anschaulich zu werden. Ueberall sieht man zu sehr wirkliche Verhältnisse durch, und

doch herrscht die Reflexion vor. Als Abbild der Geniemänner aber, als eine vorlaufende Charakteristik der Fauste jener Zeiten, die Jacobi in diesem einen Individuum, wie schon der Gattungsname andeutet, zeichnen will, sind diese Briefe um so interessanter, als ihm bei dieser Gestalt Göthe vielfach gesehnen hat<sup>222</sup>). Diese Menschen, sagt er, sind von Gott gezeichnet; man soll sich vor ihnen hüten. Uebermaß der Kräfte reizt in ihnen zu Gewalt und Unterdrückung. Ihren besonderen Gaben liegt eine lebhaftere Sinnlichkeit, große Gewalt des Affekts und ungewöhnliche Energie der Einbildungskraft zu Grunde; und diese letztere ist bei ihnen mehr eine Einbildung des Affekts, weniger als bei Anderen ein freies Geistesvermögen. Wo der hellere Kopf in dieser Gattung ist, da ist gewöhnlich auch größere Rücksichtslosigkeit. Seinem sittlichen Theile nach wird ein solcher Mensch ganz Poesie; er kann alle Weisheit verlieren und jede ehrliche Faser. „Die Vollkommenheit dieses Zustandes ist ein eigentlicher Mysticismus der Gesetzesfeindschaft, und ein Quietismus der Unsittlichkeit.“ Sie sind leidenschaftliche Egoisten und gefallen dabei, da sie vor den kalten Egoisten edle und schöne Regungen voraus haben. Eigentlich Verleugner sind sie nicht fähig, und die Federkraft der Sittlichkeit ist in ihnen so gut wie todt. Wer die Außerordentlichen darunter kennt, darf sich wundern, daß sie nicht Engel an Tugend oder Satane an Lasten wurden; ihre Natur ist ganz zweiseitig, unbändige Sinnlichkeit und stoische Hänge, Zärtlichkeit und Leichtsinne bei Muth und Treue, Tigersinn und Lammesherz. Sie fordern ebenso bei Anderen Alles an Alle, wie es sich bei ihnen darstellt: eine leichte Dirne soll auch den Reiz und die Liebe eines frommen Mädchens haben und umgekehrt. Das nennen sie Natur und eines Sinnes mit der Natur sein, da sie doch stets die Bande der Natur lösen, wahre reine Verhältnisse zerstören und chimärische an deren Stelle setzen, da doch nichts der Natur mehr entgegen ist, als die Unmäßigkeit, die die Bedürfnisse vervielfältigt und unendlichen Mangel schafft, jene Ungenügsamkeit, die die Welt verdirbt, das blinde Ringen nach Allem, das Scheidekünsten an den Dingen, um die Form von dem Stoff, die Wirkung von der Ursache abzulösen. Ein Wesen, gegen das predigen nichts fruchtet, für das predigen das unsinnigste Beginnen ist. Theorie der Unmäßigkeit ist der Name für das, was sie an die Stelle der alten Weisheit setzen wollen. Sie sind in ihren

222) Dies sieht man schon daraus, daß Jacobi in Privatbriefen dieselben Ausdrücke von Göthe braucht, die er auf Allwill anwendet, z. B. 12. p. 99 in den Werken Thl. 1.: er sei ein Besserer, der fast nie willkürlich handeln könnte.

Empfindungen ganz, voll, aber nie beständig. Sie belachen die Thorheit der absichtslosen Wisserei ohne Wissen, als ob es etwas besseres sei ihr müßiges Sammeln von Empfindungen! In ihrer Wechselfucht verschmähen sie alle Grundsätze, die doch zur Menschheit eines jeden Menschen gehören. Erfahrungen nützen nicht, wenn nicht durch ihre Vergleichen standhafte Begriffe und Urtheile zu Wege kommen. Das achtet die Welt überall als das Höchste, was Obmacht des Gedankens über sinnliche Triebe beweist. Wo der Mensch in der Gewalt des Triebes ist, fühlen wir Unanständigkeit. Wäre auch das menschliche Herz, dessen Wankelmuth eingestanden ist, der Art, daß es immer recht leite, dennoch würde der Charakter verwildern, sobald man ihm auf Wege folgte, die der allgemeinen Ordnung zuwiderliefen. Diese romantischen Laffen lassen sich einfallen, die Welt sei nicht gut genug für sie, da sie selbst nicht gut genug für jene sind; sie haben stets und haben nie rechtschaffene Gesinnungen, thun vielleicht im Feuer manches Gute, meiden aber nie das Böse. Was aber ist der wunderbarste Luftspringer gegen den Unerschütterlichen im Kampfe! Gegen die meist höchst treffenden Sätze läßt er nun Allwill erwiedern: die Forderung, sich um Tugend zu mühen, und zu unwandelbarer Tugend zu gelangen, gemahne ihn, wie man sich aus Grundsatz verlieben solle. Ein solcher Liebender ohne Leidenschaft kann wohl sehr treu sein, das wisse er wohl. Er aber habe sich an das wahre Leben gehalten, sein Herz habe ihn gerettet; dies zu verstehen, sei ihm Weisheit, und ihm zu folgen, Tugend. Wenn der Ruchlose vorgebe, eben dies zu thun, und dabei ruchlos werde, so ersprieße eben Alles in seiner Natur: das Herz des Edelgeborenen sei verläßlich. Nach allen Sittenlehren handelnd stoße man auf Ausnahmen. Er singe ein anderes Lied, dessen Melodie nicht auf die Walze des moralischen Dudelweis genagelt sei. Er überlasse sich seiner guten Natur, die verlange, daß er jede Fähigkeit in sich erwachen, jede Kraft sich regen lasse. Die Wahrhaftigkeit sei die erhabenste aller Tugenden, und doch sei die Lüge der sterbenden Desdemona auch eine Tugend; so weit sei es von Vorstellung und System zur Wirklichkeit; und darum sei es so ein Lumpenfram um alle auswendig gelernte Religion und Moral u. s. w. — Auf welcher Seite hierbei der Nachdruck liegt, steht man wohl; und daß dem Verfasser ernstlicher um eine „mörderische Verfolgung“ der Irrwege dieser Geniemänner zu thun war, als diese angenommene Unparteilichkeit einzugestehen scheint, weiß man aus seinen Briefen. Man sieht aber wohl, daß er mit eben dieser Kälte der Abfassung produktiv seinen Naturtheorien gerade entgegenstand. Er meinte, nichts ohne einen

gewissen Enthusiasmus schreiben zu können, und schrieb mit Ueberleistung, und fühlte daher bald, daß er nicht zum Schreiben, besonders nicht zur Darstellung gemacht sei. Daher ärgerten sich Wieland und Göthe mit Recht an dem planlosen Haufen Papier, und an dem kleinen Schutt im Allwill, dessen Stoff so bedeutsam war. Woldemar ist nicht besser<sup>223</sup>); eben so gering an Erzählgabe, eben so reich an vordrängendem Raisonnement und Wichtigrednerei, wie Allwill, und an Erfindung so arm, daß jene wichtig behandelte Situation, wie der vornehme Held sich zu einer Hülfeleistung gegen einen Armen auf der Straße herabläßt, hier aus dem Allwill, und im Allwill aus Werther entlehnt ist. Auch hier scheint gar kein Verhältniß zwischen Plan und Erfindung. Es soll wieder ein solcher Charakter entwickelt werden, der die Tugend für eine freie Kunst ansieht, und, wie das Kunstgenie, durch sich selbst dem sittlichen Verhalten Gesetze geben will. Die Verhältnisse aber, in die er gebracht wird, sind die ungünstigsten für diese Anlage: der Held steht zu einer Freundin aufs vertrauteste, heirathet eine Andere; jene entsagt ihm auf den Willen ihres sterbenden Vaters, sie verschweigt ihm dies, er erfährt es, nimmt es ihr übel, und wühlt sich in eine Verzweiflung an aller Freundschaft und Menschheit hinein. Und an diese Komposition knüpft sich dann wieder eine freie Theorie über Quellen und Wesen der Tugend an. Hamann fühlte es durch, daß es Jacobi schwer geworden sein müsse, dieses Ganze zusammenzusetzen. Sein Urtheil darüber führt geradezu in den Gesichtskreis, indem sich dieses ganze Geschlecht herumdrehte, und in dem wir auch sogleich die Tragödie dieser Jahre werden inne stehen sehen. Der Held scheint ihm in die Klasse der Wesen zu gehören, die eine unbeschränkte Unabhängigkeit der rohen Natur gern mit den Ergötzlichkeiten des geselligen Lebens verbänden. Eine Verbindung dieser äußersten Enden komme ihm freilich als die einzige Auflösung für das Problem menschlicher Glückseligkeit vor. Ob sie aber eine Mauer oder eine Thür sei möchten die Salomone der Zeit entscheiden. Ihm antwortet Jacobi in anderen

223) Wir hörten schon oben, wie Göthe davon dachte. Jacobi schrieb an ihn nach jener Scene in Eitersburg in einem Tone des Selbstgeföhls und der Annahmung über dies Buch, der ihm Göthen nur noch mehr entfremden mußte: „Von Woldemar weiß ich, daß er Lebens die Fülle hat! Auch wegen Deines privaten Urtheils bin ich unbekümmert; denn ich weiß, was Du fühlen kannst und was Woldemar enthält, weiß, so gewiß ich mit diesen Augen sehe und mit dieser meiner Hand schreibe, daß Du dem Verfasser Deine Hochachtung, ja, es mag so stolz klingen, als es will, in manchem Betracht auch Deine Bewunderung nicht versagen kannst!“

Worten mit einem gleichen Zweifel über die Möglichkeit der Verbindung von Herz und Kopf, an der er eben so nahe zu verzweifeln ist, wie Hamann und Klinger, der dieses Problem mit etwas mehr Glück darstellend zu behandeln wußte.

Wenn wir die Ungleichheit der persönlichen Neigungen, das Unpassende der Verbindungen, die Abweichungen des Geschmacks und der Grundsätze in diesen Zeiten recht auffallend herausstellen wollen, so können wir nicht besser thun, als diesen Weltmännern und Geschäftsleuten ihre Freunde unter den Tragödienschreibern entgegenzusetzen, wo wir einen ähnlichen Gegensatz in den Menschen finden werden, wie nachher in den Leistungen, wenn wir von dem Trauerspiele zu dem praktischen und humoristischen Roman übergehen. Der Mittelpunkt der Tragödie dieser sogenannten Sturm- und Drangperiode ist übrigens ein und derselbe mit dem der vorzüglicheren jener Lebensbilder und pragmatischen Romane, die wir ihr entgegenstellen werden; eben derselbe, um den sich die tiefsten geistigen Regungen jener ganzen Zeit herumbewegten, und von dem sich die revolutionären Stürme jener Jahre herleiten. Es ist derselbe, um den sich die Poesie der mittleren Zeiten so vielfach hat drehen müssen, die auch gleichsam im Kleinen mit dem Eintritt dieser Periode anfang wieder hergestellt zu werden. Es ist der gewaltige Stoß der Natur gegen die Kultur, der Einfalt und schlichten Sitte gegen die Konvention, der Jugend gegen das Alter, des Herzens gegen den Verstand, des Gefühls gegen die Weltefahrung, der Freiheit gegen den Zwang des Staats, der Dichtung gegen die Wirklichkeit. Den Zwiespalt und inneren Kampf, den diese dem Gefühlvollen schrecklichen Gegensätze verursachen, fühlten die kälteren Männer des wirklichen Lebens, wie Merck und Möser, wie Lessing und Lichtenberg, nicht; die wärmeren, wie Schloffer und Jacobi, verschlossen ihn stiller in sich; die geordneteren und kräftigeren Männer der Dichtung, wie Schiller und Göthe, versöhnten ihn auf einer heiteren Höhe; die überspannten gingen darin unter, wie Lenz, oder erstarrten gleichsam darin, wie Klinger. Diese Gegensätze haben wir schon im Mittelalter in verschiedenen Aeußerungen beobachtet, wie auch jetzt wieder. Sie stellen sich dem Verständigen heiter und humoristisch dar, und so erscheinen sie hier und da bei unseren Sternianern; den Empfindsamen aber tragisch, und so wurden sie der Grund der Tragödie jener 70er Jahre. Klinger gab selbst als die Quelle seiner ersten, vorzugsweise tragischen Schriften jene Empfindungen an,

unter denen zuerst die wirkliche Welt sich bloß durch den dichterischen Schleier seinem Geiste darstellte, dann die Dichtervelt in ihm durch die wirkliche erschüttert ward. Der Gedanke dieser Gegensätze bewegte den stoischen Mann, werden wir weiterhin sehen, durch sein ganzes Leben so ununterbrochen, wie den epikurischen Wieland der Zweifel zwischen Idealem und Realem. Der Mann von Herz und Gefühl, von Naturtrieb und Sinn für einfache Verhältnisse galt jener Jugend für einen Dichter, wenn er auch keine Zeile schrieb; die moralische Kraft, die den Helben macht, schien Klinger'n auch den Dichter zu machen; alle Virtuosität, die Tugend selbst war ihm Poesie, und die Poesie Tugend; er konnte daher auch die moralische und ästhetische Poesie nicht trennen. Weit entfernt, hiermit im Sinne der älteren Moralisten die Poesie der Sittenlehre in Dienst zu geben, faßte er vielmehr das Wort Tugend im Verstande der alten virtus, und gebrauchte vielfach dafür den Ausdruck Kraft, versammelte in diesem Begriffe alles und jedes geistige und Willensvermögen des Menschen, verlangte in dem Dichter die ausgedehnte Menschheit und moralische Energie des handelnden Menschen, und in diesem die Bewahrung des reinen Herzens und den edlen Trieb des von der Welt unberührten Dichters, des Mannes der Ideale. Er glaubte mit seinen Jugendfreunden an poetische Charaktere und eine mächtige Menschheit auch trotz dem Schmerze, daß er sie so selten wirklich fand; er kam nicht auf den Gedanken, daß die moralische und poetische Energie getrennte Eigenschaften seien, die, wo sie sich gegenseitig heben und stützen und vereint scheinen, alles Gefährliche und Nützliche einer Bundesgenossenschaft an sich haben. Dieses mißliche Verhältniß hatte bei ihm selbst und seines Gleichen statt, die immer das waren, was sie dichteten, das, was sie schrieben, fühlten, oder doch zu fühlen sich anstellten, die stets die Poesie ins Leben, wie das Leben in die Poesie mit gleichgültiger Wahl trugen, und die daher den nüchternen Merck, Göthe, Schloffer, Wieland gleichmäßig zuwider waren. So trat Klinger in seiner Jugend überall in einem so auffallenden Wesen, wie das Geschöpf einer andern Welt auf, Merck fluchte diese Poesie zum Teufel, die die Menschen von Anderen abziehe und sich inwendig mit der Betteltapezerie ihrer eigenen Würde und Hoheit ausmöblire; Heinse freute sich des Menschen „voll Unfinn und Geist,“ aber nur so lange er ihn nicht sah; das Gerücht verspottete sein angenommenes brutales Wesen, indem es ihm nachsagte, daß er einmal rohes Fleisch verschlungen habe. So schildert Göthe auch Lenz als einen Menschen, der immer Komödie gespielt und in der Einbildung gelebt, immer willkürliche

Vorstellungen und Gefühle genährt habe, um sich etwas zu thun zu machen. Die Einbildung spielte mit diesen Jünglingen und riß sie hin; wahre und falsche Empfindungen setzten sie immer in Streit mit der Welt außer ihnen, gefühlige Herzen, feinere Organe, lebhaftere Phantasie ließ sie das stärker empfinden, was Andere weniger berührte. Sie fanden bald, daß der kältere Weltmann nur für sich genieße und leide, der Mann ihres Ideals aber für das ganze Menschengeschlecht, und schon sprachen sie damals in halben Täuschungen und halb in edlen Regungen von dem Welterschmerz, den auch die heutigen jungen Heilande zur Schau tragen. Gequält von den Wehen, woran sie die Menschheit krank liegen sahen, weit mehr, als diese selbst dieselben Wehen empfindet, suchten sie den Misständen zu begegnen, hegten „den bestimmtesten Willen, ein Wesentliches zur Weltverbesserung beizutragen,“ und gaben dies Bestreben erst auf, als sie in kühleren Jahren den Glauben an die Menschen verloren, der ihnen in der Jugend heilig war. Die Schäden der öffentlichen und Privatstände sollten geheilt, das heimliche Leiden des Staats und des inneren Menschen gemildert werden, und daher sind moralische Streitfragen nicht selten der Stoff der Dramen dieser Jahre, lehrhafte Stellen oft breite Bestandtheile darin, und die Misverhältnisse der konventionellen Welt der Gegenstand der Nachahmung, der grellsten Darstellung, des bittersten Hasses und der satirischen Verfolgung. Wir sehen auf dieser Bühne die Natur durch alle Schranken des Gesetzes, der Vernunft, des Uebereinkommens durchbrechen, und immer das Gefühl und das Mitleid in Anspruch nehmen. Die zweideutigsten Verhältnisse traten in ein mildes Licht, wenn sie nur den ursprünglichen Einrichtungen der Natur zu entsprechen schienen. Die mannichfachsten Umstände werden aufgeboten, um Menschen von besserer Natur und Sitte zu den schauderhaftesten Thaten genöthigt zu zeigen: Familienhaß, Stammfeindschaften, Fürsten-, Gatten- und Verwandtenmord, Messallianzen, Empörungen, Zusammenstoß von Leidenschaft und Pflicht, dies sind die Aufgaben der zahllosen Stücke, die auf Emilia Galotti und Götz in den 70er Jahren wie Pilze aus der Erde entstanden; und es ist bezeichnend genug, daß Schröder damals einen Preis auf das beste Trauerspiel setzte, dessen Gegenstand ein Brudermord sei. In den meisten dieser Tragödien ist keineswegs auf ästhetische Schönheit, auf künstlerische Behandlung ausgegangen; man suchte der Wirklichkeit am nächsten zu bleiben, und dem Publikum gefielen die plattesten Nachahmungen des Alltagslebens (wie die möller'schen Stücke, Graf Waltron u. A.) am besten. Man schrieb daher immer in Prosa. Man achtete

auf keine poetische Gerechtigkeit, sondern es schien am schönsten, wenn Schreck und Entsetzen recht grausam den Zuschauer durchschnitten, wenn das Häßliche und Gräßliche das Schöne hob oder ausmachte. Man verstand jene shakespeare'sche Vorschrift, daß das Drama der Zeit den Spiegel vorhalten solle, aufs profaischste und wörtlichste, und Klinger vertheidigte ausdrücklich in dem Zusatz zu seinem Schwur gegen die Ehe den Sieg des Lasters, die bloße Schilderung des Weltlaufs, den Standpunkt also, auf dem unsere Bühne in Gryphius' Zeiten stand. Die Muse des Schönen schien auf allen Seiten, wohin wir uns wenden, vor der plumpen Hand des Deutschen zu fliehen; Wieland's Dichtungsgötter waren moderne Grazien, Jacobi's die Amoretten, Heinse's Faunen und Satyre, die der Youngianer das schöne Bild der Alten vom Tod; Klingers Muse ist Minerva, und nie die Göttin der häuslichen Geschäfte, des Delbaums, der Weisheit, nein immer die schreckliche Tochter des Göttervaters, in Waffen und Rüstung. Diese Tragiker sind daher auch die geschworenen Feinde der Sentimentalität. Wenn sie Werther lieben, so ist es des starkgeistigen Inhalts oder der poetischen Darstellung wegen: den Helben hassen sie eher, der den Muth der Jünglinge erschläfft. Die Hahn und Babo u. A. schrieben Stücke ausdrücklich ohne Liebesintriguen, und der Letztere (zu seinem Arno) spottete geradezu des ewigen Heirathens, der Kammerjungferintriguen und der erhitzten Marquisen. Klinger besonders rechtfertigte die Benennung dieser Zeit als der Periode der Kraftgenies durch seinen Gegensatz gegen jene kränkliche Empfindsamkeit, jene aus Büchern angelesene Krankheit, jene Dichtungen selbst, die den Muth des Lebens zerfnicken. Er machte in einzelnen seiner Stücke Ausfälle auf diese weichlichen und entnervenden Bücher (in der Eufriede), auf Dichter wie Gessner und Gellert (in den Spielern); er stellte in Stilpo's Sohne Horazio das tragische Bild einer Liebe auf, die von ehrenhaften Zwecken abzieht. Sein Feenmärchen Bambino, die Uebearbeitung seines Orpheus (1778) ist eine einzige schneidende Satire gegen die platonische Liebe, gegen die Tugend der Schwächlinge, die nicht sündigen können, gegen die empfindsamen Weibchen und Männchen, die mit dem Monde liebäugeln, und die Dichterlinge, die ihr kaltes Feuer von ihm empfangen. Der strenge Mann hatte von seltener Freundschaft und Liebe nichts in der Welt gefunden; er hatte von Jugend her auf sich allein gestanden, Alles sich selbst zu danken; er liebte es, mit jenem promethischen Stolze auf die eigene Kraft, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu blicken. Er sagte noch spät: nur der Schwache und Charakterlose trägt sich mit den Wörtern Schicksal und Zufall, der Mann von

Kraft, der aus selbstgeschaffenen Grundsätzen handle, verstatte keinen Lustgebilden, keiner Macht außer ihm Gewalt über sich; er handle aus sich selbst und wisse, daß er das Schicksal in sich beherrscht! Auch hier hören wir wieder in dem Dichter denselben Geist reden, der aus den Figuren der Gedichte spricht; denselben fressenden Skepticismus, der diesen Menschen die Welt, und uns ihre Schriften verleidet; dasselbe Ankämpfen gegen alle geistigen, wie gegen die Schranken der Gesellschaft. Und ganz wie der unverföhnte Faust klagt Klinger über jenen lessing'schen Satz, daß die volle Wahrheit nicht für die Menschen taugte; er ist ihm ein schmerzlicher Beweis, daß die Menschheit nie aus der Kindheit heraustrete: „er will die ganze Wahrheit, oder er schließt ihr die Augen ganz zu!“ Außerordentlich bezeichnend für die deutschen Zustände ist dies, daß von all jenen feindlichen Begegnungen der idealen und realen Welt keine so tief bei uns eingegriffen hat, wie der Gegensatz der inneren Gemüthswelt gegen die äußere, der Stoß des freien Geistes an die Schranken der Menschlichkeit, an die Gesetze des Menschengeschicks. Kein Heros der Mythenwelt taugte für die deutsche Dichtung, als der einzige Prometheus, der mit des Geistes Kraft Handelnde; kein Heros unseres Alterthums interessirte so wie Faust. Die Volkssage von ihm hatte der Engländer Marlowe zu Shakespeare's Zeit noch ganz in ihrem ersten Sinne behandelt, indem er den Gegensatz des kurzen Menschenglücks gegen die ewige Dauer der Verdammniß hervorhob; stufenmäßig vergeistigte sich bei uns der Sinn der Fabel in den Behandlungen Müller's, Klinger's und Göthe's. Setzt man zu Göthe's Faust den Tasso, das Thema vom Verhältniß des Dichters und Staatsmannes, und zu beiden Stücken die Jugendwerke Schiller's, die sich gegen den Despotismus, die Unnatur im Staate (Fiesco) und die Unnatur der Konvention im bürgerlichen Leben (Kabale und Liebe, und Räuber) stellen, so hat man Alles, was instinkartig das Jahrzehend vor deren Erscheinung bewegte, in mehr oder minder geläuterter Form beisammen, und es begreift sich eben so natürlich, daß diese beiden Dichter die früheren Produkte in Vergessenheit brachten, wie dies bei Shakespeare der Fall ist. Wo man hinblickt, berühren sich in Klinger, Schiller und Göthe der Ideenkreis und die Schriften; Vieles ist bei Klinger Anklang bald an diesen, bald an jenen (im Otto an Götz, im Roderico an Don Carlos, im Günstling an Fiesco u. s. f.), Vieles aber auch gemeinsame Zehrung an den Zeitideen. Ueberall aber, selbst wo unserm Dichterpaaire schon entlehnt wird, erscheint dies in einem so rohen Zustande, daß nur sie als die eigentlichen Poeten erscheinen,

die den rohen Stoff zu zähmen wissen. Und dies ist eben das Verhältniß, in dem Shakespeare zu seinen Zeitgenossen stand.

Denn die Dichtergruppe um Shakespeare her hat nach dem Wenigen, was wir von ihnen wissen und lesen, die schlagendste Aehnlichkeit mit unseren tragischen Dichtern jener Jahre. Die Aufregung, welche die erste Aufnahme einer Bühne überall zu begleiten pflegt, brachte damals Zustände und Charaktere in der Theaterwelt hervor, die auf eine ganz ähnliche Periode wüster Genialitäten deuten, und ein Marlowe und Robert Greene zeigen uns dieselbe zügellose und zerrissene Natur in ihrem Leben, dieselben Neigungen in ihrem Geschmack, dieselben Zerrbilder in ihren Poesien, wie einige der Jugendgenossen Göthe's. Diesen Vorgängern gegenüber ist Shakespeare's Hauptverdienst gerade das, was Göthe und Schiller den Kraftgenies gegenüber haben, ja was Beide noch im Verhältniß zu Shakespeare selbst anstrebten: daß er nämlich die üppigen Auswüchse beschnitt. Er hat vielleicht keinen Stoff bearbeitet, den er nicht vorfand, keine Eigenthümlichkeit und Manier, keine Lieblingsfigur, keine Art des Vortrags im Scherz und Ernst, im Bathos und Pathos gehabt, die nicht vor ihm gewesen wäre; aber er gab den rohen Stoffen erst Kunstform, und viele der Eigenheiten der älteren Bühne traf verdeckt sein ironischer Spott, obwohl er sie so gut beibehielt, wie Aristophanes die Lieblingscherze der athenischen Komödien. Was er für einen geordneten Kunstgeschmack thun konnte, ohne sich selbst und die Wirksamkeit seines Talents zu zerstören, hat er wohl redlich gethan. Die kleinste Einsicht mußte ihn lehren, daß er nur auf dem Grunde der Volksthümlichkeit groß werden konnte; das hatte Lope de Vega ebenso gewußt; das sprach auch Schiller ebenso aus, der in einer anderen Zeit und in einem Volke ohne Nationalgeschmack und Nationalbühne viel mehr Freiheit hatte, die reinsten Formen in Aussicht zu nehmen. Gleichgültig aber gegen diese feineren Einsichten Shakespeare's hielt sich seine deutsche Schule damaliger Zeit, die ihn und sein Beispiel immer im Munde führte, meist an die Auswüchse selbst, die nur sein Jahrhundert bedingte und entschuldigte, und die theilweise seine eigene Einsicht verwarf. Ueberall räuspern und spucken diese Dichter in der Art des Briten; aber daß es galt, den Geist ihrer Zeit ebenso zu fassen und auf ihren Geschmack ein selbständiges Kunstgebäude zu gründen, wie es Schiller versuchte, davon hatte Keiner eine Ahnung. Sie sahen ihm seine Bizarrerie und Scherze und Wize ab, und ahmten sie nothdürftig nach, ohne zu überschlagen, daß es ein anderes, ein lachlustiges Jahrhundert war, in dem Shakespeare schrieb, eine spitzfindige Zeit, in

der der Bauer dem Hofmanne auf die Fersen trat, eine Periode, in der Rabelais' gezwungene Scherze Gemeinton der Welt waren. Lenz über- setzte loves labour's lost, aber ganz stumpfsinnig für die große und ernste Wendung, die dort dem übermüthigen bewußten oder unbewußten Späse in roher und verkünstelter Form gegeben wird. Sie sahen dem großen Dichter auch seine derbe Naturzeichnung ab, die ungeschminkte Darstellung des Menschlichen und der Gewalt der Leidenschaft, aber sie hatten keinen Begriff von jener Vorschrift, sich im Sturm und Wirbelwind des Affekts zu mäßigen, nie die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten, nie für die Schätzung der „Million,“ sondern für die der wenigen Einsichtsvollen zu arbeiten, eine Vorschrift, die für den Dichter, wie für den Schauspieler gilt. Unsere Tragiker gefielen sich, die wilden Leidenschaften anderer Zeiten auf unsere Tage zu verpflanzen. Lessing's Vorgang überschreitend in aller Art der Ausführung, lieferte Klinger eine neue Arria, setzte altschottischen Stammhaß in neue Zeiten, gab die Beispiele antiker Vaterlandsliebe und Rachsucht in modernen Formen und unter moderne Begriffe und Anschauungen gemischt, schon im Vorgefühl, wie unpassend solche Stoffe in solchem Grade für solche Geschlechter wären. Aber wo Shakespeare auf dem Gipfel seiner Kunst das Bedürfnis fühlte, mächtigere Charaktere in dem Menschen zu beschwören, als das schwache Geschlecht der kultivirten Gegenwart oder der romantischen Ritterwelt ihm darbot, wo er den Urstand des Menschen in ungeheueren Leidenschaften und großartigen Handlungen zu entwerfen dachte, da griff er (im Macbeth, Lear, Hamlet) in jene Urzeit des britischen und gallischen Alterthums zurück, deren grause Sagen für uns waren, was die tantalischen Greuel der Heroenmythe für Griechenland. Der weise Dichter vergaß nicht gelegentlich anzudeuten, wie dies Zeiten anderer Art seien als die gegenwärtigen, ohne daß je eine Bühne daraus gelernt hätte, in Kostüm, Dekoration und Färbung der ganzen Darstellung dieser Stücke auch durch das Auge das Gemüth in Einklang mit dem dargestellten Stoff zu bringen. Wenn im Lear gezierte Ritter erscheinen statt hunnisch-er Rohheit in phantastischer Pracht, und elegante Architektur statt byzantinischer Gemäcker mit drückender Schwere, und schöne Natur statt starrer Dede der Gegenden, so ist sogleich die Grundlage für alle Wirkung des Stücks verloren. Dies berührt sich mit der höchsten Spitze der shakespeare'schen Dramatik, die unsere Nachahmer vollends ganz verfehlten. Seine Stücke sind nur für die Aufführung geschrieben, nicht für die Lektüre; sie haften in der Lektüre so wenig, wie Göthe's Tasso in der Aufführung, sie sind Bühnenwerke im lessing'schen Princip der rein-

gehaltenen Gattung, im strengsten Verstande, während Göthe's Stücke fast nur für die Lektüre, Schiller's immer gleichmäßig für Spiel und Lesen berechnet sind. Wir haben nur den allgemeinen Vortheil von dieser Eigenschaft Shakespeare's gezogen, daß er dadurch der eigentliche Hersteller unserer Schauspielkunst geworden ist; unsere Dichter haben seine Kenntniß von dem Verhältnisse eines Schauspielertextes zu der Leistung der Bühne nicht eingesehen, wenn man nicht, wie wir oben meinten, Lessing ihr auf der Spur finden will. Unsere Bühne jener 70er Jahre, unser Schröder spielte zwar die Lenz'schen Stücke, die Klinger'schen waren auch alle der Darstellung gewidmet, da er seit 1776 Theaterdichter bei der feiler'schen Truppe war. Allein was sie Bühnenmäßiges haben, geht nicht über die Lieferung gewisser stehender Charakterformen, Helden, Liebhaber und Bösewichter, die Shakespeare nicht kannte, und nicht über gewisse Möglichkeiten der Komposition, über das sogenannte Bühnengerechte hinaus, und bei Lenz nicht einmal so weit. Shakespeare verdeckte mit dieser Kunst Wagnisse in seinen Stücken, die außerdem Fehler sein würden. Er hat in manchem seiner Stücke, wie Lear und Hamlet, eine Regelmäßigkeit der Disposition, eine Symmetrie der Theile, eine planmäßige Gegensätzlichkeit der Charaktere und Handlungen, so sehr, daß dies gleichsam eine Anlage der Stücke in der kältesten Berechnung vermuthen ließe; und diese Anordnung und Komposition müssen alle jene Dichter und Beurtheiler nie gesehen haben, die in dem ordnungslosen Durcheinandervürfeln von Scenen Schauspiele in Shakespeare's Geiste sahen, und die Alles bei ihm auf Inspiration und Bewußtlosigkeit schoben und die Werke des Genies von derselben Eingebung an sich selbst erwarteten, da doch nur auf der Grenzscheide von Instinkt und Einsicht, von Natur und Geist, wo Shakespeare mit einziger Sicherheit weilte, die Blüte des Genius am schönsten ausbricht. In jenen Stücken würde das trockene Gerippe vorblicken, wenn nicht der sanfte Umriß der Aufführung den runden Körper hinzugäbe, und wenn nicht die Mannichfaltigkeit der individuellen Figuren es verdeckte. Auch diese Mannichfaltigkeit wieder ist nur durch die Darstellung gerechtfertigt: sie ist dem Leser drückend, dem das große Ganze des Kunstwerks nicht aufgehen kann, wenn ihm nicht, wie wir früher sagten, durch den Schauspieler die rasche Erkenntniß der Charaktere erleichtert ist, wenn er nicht durch den steten Fortgang der Handlung gehindert wird, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, die bei der schwierigen Lektüre nothwendig störend hinzutreten müssen. Auch hier haben diejenigen, die blos die dichterische Phantasie in Shakespeare bewundern, die oft ägende

Schärfe seines beobachtenden Geistes nicht empfunden, die ohne den Schmelz der Darstellung der poetischen Wirkung auf das Gemüth nicht selten Eintrag thut; sie haben keinen Sinn gehabt für jene tiefe verständige Beurtheilung der Menschen, für jene historische Anschauung der Welt, die bei ihm vielleicht eine noch größere Seite ist als die eigentlich künstlerische und idealisirende. Aber welche Art Psychologie haben freilich jene guten Dramatiker bei ihm gesucht, die eine Menschenkenntniß mehr vorgaben, als besaßen, die alle Erfahrung der Seele aus ihrem beschränkten Selbst, alle äußere Erfahrung aus einem jugendlichen Studentenleben hernahmen. Ihnen graute vor der Geschichte, wie selbst Göthe'n, wogegen es Shakespeare'n im Angesicht der Historie wohl zu Muth war; sie regten sich allenfalls im Tacitus und Sueton zu Schilderungen einer graufigen Menschheit wie Gryphius auf, während Shakespeare den ruhigen Plutarch las und die naiven Chroniken der heimischen Geschichte. Um sie her war nichts, als ein düsteres, elendes Leben, eine schwachmüthige, hypochondre Menschheit, und höchstens eine Bewegung der Geister, die selbst dem größten Manne der Zeit nach seinem eigenen Geständnisse ganz dunkel war; aber um Shakespeare spielte der blendende Schimmer von Englands heiterer Größe, wo eben eine freie Entwicklung der Geister gesichert, ein mächtiger Wohlstand und Handel in erster Begründung, Seewesen und Meerherrschaft in frischer Ausbildung, und der größten politischen Macht der Welt gegenüber eine glückliche Stellung gewonnen war. Mitten in eine solche großartige handelnde Umgebung gestellt, konnte sich dieser dramatische Dichter bilden, in dessen Werken eine Welt von Anschauungen aufgeht, über der der Himmel bald heiter lacht, bald finster droht; dessen Stücke uns mit ganz originaler Selbständigkeit subjektiv immer auf jene englische Bühne fesseln, die sich in einer eigenen Mitte zwischen Hof- und Volksgeschmack hielt, zugleich aber in das Alterthum und in die Gegenwart, in das Vaterland und die romantische Ritterwelt, in die Kreise des thierischen und menschlichen und Geisterlebens zaubern. Man sieht diesen Dichter immer fest an seine bestimmte Zeit und Lokalität geknüpft, und doch in allen Beziehungen des Menschlichen, im Heiligsten und Geringsten, überall so kräftig, so männlich, so edel, so rein menschlich urtheilen, fühlen und anschauen; über alle Zeit hinausgewachsen, erhaben über Partei, Laune und Gefühlswaise, ist er im übermüthigsten Spiele des Scherzes keinem Leichtsinne verfallen, im Betrachten der schrecklichsten Gemälde des Menschenschicksals von keinem weichlichen Verzagen berührt, von allen Situationen, Leidenschaften, Charakteren,

Verhältnissen, Zeit- und Menschenaltern angezogen, an keines aber durch Vorliebe gefesselt. Er ergriff die individuelle Form der menschlichen Bildung, auf die die neuere Zeit angewiesen ward, mit dem so sicheren Takte, wie die Dichtungsart, die dieser Bildungsform entsprach, und die Behandlung, die dieser Dichtungsart eben dadurch nöthig ward; er hob endlich seine Dichtung über die „taffenen Phrasen und den seidnen Bombast“ der Liebespoesie, über Empfindung und Gedanken weg zu Anschauungen eines rein handelnden Lebens empor, und ist mit all diesen Eigenschaften allein würdig, als tragischer Dichter der neuen Welt dem Cinen epischen des Alterthums verglichen zu werden.

Wenn man gegen diesen Heros die Shakespeare unserer damaligen Zeit vergleicht, die sich ihm mit keinem Dünkel selbst verglichen, während der einzige Berechtigte an ihm zu Grunde zu gehen fürchtete, so ist es freilich ein tragikomisches Schauspiel. Ueberall sieht man sie mit seinen Ausdrücken handthieren, seine dramatische Dekonomie misbrauchen, seine Stücke übersetzen, seine Scenen und Charaktere nachahmen (wie z. B. Falstaff in Maler Müller's Ibsyllen, Percy in Klinger's Konradin, die Balkonscene im leidenden Weib begegnet); man sieht die Dichter im Leben nach Art der shakespeare'schen Narren sich unterhalten, und handeln, schreiben und schaffen in einer Weise, von der kaum zu sagen ist, warum man sie shakespeareisch nannte, wenn man sich nicht hinzudenkt, daß jene Jünglinge auch Shakespeare'n in einer Karrikatur verzerrten. Wenn man sich dies recht anschaulich machen will, so muß man Briefe von Heinrich Füßli lesen und Bilder von ihm sehen. Dieser junge Züricher hieß der Shakespeare unter den Malern; er war Lavater's Freund, in dessen Nähe man sich zu dem groben und ungeschlachten kraftgenialischen Tone sehr versucht fühlen mußte, da nicht allein Göthe und Füßli, sondern auch der junge Hartmann, den wir oben schon erwähnten, in Briefen an ihn diesen Ton anstimmte. Wir haben Bruchstücke aus den Briefen Füßli's schon gelegentlich mitgetheilt, die das unmäßige Selbstgefühl des jungen Mannes aussprachen; er verhehlt es so wenig, daß er Lavater'n in den 70er Jahren aus London schrieb: Alles gewogen, sei er, was kein anderer Mensch in diesen Tagen, als Er (Lavater). Er empört sich mit aller Grobheit eines Schweizers gegen die furchtsame Freundschaft Lavater's, gegen die moralisirenden Salbadereien seiner Briefe, gegen sein Sektenwesen und seine verächtlichen Freunde, aber er behält ihn doch in aller seiner Gutmüthigkeit lieb, wie in der Zeit ihres gemeinsamen Angriffs auf den Landvogt. Als Künstler lagert er sich den Niederländern zur Seite und gegenüber, erkennt ihr Großes und

lacht ihrer „Gremplerei und Drechnatur;“ dem Chodowiecki stellt er sich so entgegen, wie die Krafttragödie dieser Zeit den kleinen Gemälden der Familienromane entgegensteht, die Chodowiecki so vielfach mit seinen Bildchen ausstattete: er könne nicht die Ilias in eine Nusschale ziehn, die Rosse Elias' auf einen Rückenflügel malen, er möge nicht Sturm in einem Weinglase erregen und über eine Rose weinen; er brauche Raum, Höhe, Tiefe und Länge. Er lacht der Korrektheit in seiner Kunst ebenso, wie der Konventionsdichter Pope und Thomson; die Mitte zu halten, wußte er sich nicht gegeben. Aus seinen Gemälden blickt überall der Geist des Ungeheuren und der Ueberspannung. Als er shakespeare'sche Scenen malte, „vergaß er“ nach Forster's trefflichem Urtheil, „die Scheidewand zwischen Malerei und Poesie, indem er den hinschwindenden Gebilden der Täuschung Dauer und Form gab. Er phantastirte nicht Menschen, sondern Ungeheuer, mit einzelnen verzerrten Theilen und Proportionen: Kaliban war die Grundfigur für seine Imagination.“ Er hatte vor, ein Trauerspiel zu machen; wäre es geschehen, so würden wir wahrscheinlich unsere übrigen Tragödien noch überboten sehen an Gewaltigkeit und Verzerrung. In das Romantische, wo Shakespeare's Humor am kühnsten waltete, wagten sich die Deutschen nicht mehr, die den Zeiten der Ritterromane schon zu fern lagen. Nur das faustrechtliche Ritterthum nahm sich noch der dramatische Pinsel zum Vorwurf, im Uebrigen blieb man auf bürgerlichem Boden. Wir sagten schon oben, die Tragödie dieser Jahre theilte sich zwischen Götz und Emilie Galotti; man kann auch sagen, Werther, der sogleich mehrmals dramatisirt ward, habe auf die bürgerliche Tragödie mit gewirkt; und wie eigenthümlich sich der Geschmack zwischen diese beiden Dramatiker theilte, ist nirgends besser zu bemerken als in Wezel's Wickham (1774) oder in Sprickmann's Gulalia, die in Lessing's Dialog Charaktere der Sturm- und Drangzeit entwerfen. Das historische und Ritter-Schauspiel schien am meisten eine populäre Gestaltung annehmen zu wollen, zu der es auch am natürlichsten geschaffen war. Nicht allein fand es auf allen Bühnen damals die allerlebhafteste Theilnahme (wie ja auch einige Stücke dieser Art bis heute die Bretter behaupten), sondern es suchte sich auch förmliche nationale Stätten und Heimathen, was immer das Sicherste für den Bestand irgend eines Kunstzweiges ist. Allein hier haben wir den alten Jammer wieder, daß nichts Nationales bei uns Wurzel fassen sollte! Da wo eine gute Bühne war, in Hamburg, oder in Berlin, da war keine Geschichte und keine Volksthümlichkeit; nach Wien drang das historische Schauspiel erst in der romantischen Zeit, als

der Poesie die Verbindung mit dem Leben genommen war, und die Dichtung mechanisch ward. In der Schweiz regte sich die alte Vaterlandsliebe; der greise Bodmer schrieb noch an seinem Abend politische Schauspiele, die im 20. Jahrhundert sollten aufgeführt werden, wenn Stolberg's Enkel für die Freiheit fallen würden; Joseph Ignaz Zimmermann und F. R. Grauer, zwei Luzerner, J. L. Am-Bühl aus Wattweil und K. Müller aus Näfels lieferten eine ganze Reihe patriotischer Stücke, von denen keines ausgedauert hat; denn die Schweiz ist der ganzen Beschaffenheit ihrer Geschichte und der Entwicklung ihrer Literatur nach nicht für das Pragmatische der Historie und nicht für das Schauspiel geschaffen. Auch nach Baiern griff dieser Geschmack über, das immer einen Nationalstimm bewahrt hat, und wo man immer der Fahne folgt, sobald Mittelalter und Ritterthum die Lösung ist. In München war seit dem Freiherrn von Jäffstadt, den der Graf Stadion nach Baiern gebracht hatte, etwas von dem neuen Lichte in Deutschland eingedrungen. Es war 1759 eine Akademie gestiftet, es ward für Verbreitung von Büchern gesorgt, und eine mildere Censur eingeführt. Allein dies Alles hatte nicht recht Bestand; die wenigen Köpfe, die sich regten, wie Zaupfer, Westenrieder, Braun u. A., entgingen nicht religiösen Verdächtigungen; der Fortgang der Bildung kam ins Stocken, und so geschah es mit dem historischen Schauspiel auch. Die Grafen Anton Klemens und Joseph August von Törring schrieben Theaterstücke, und die Agnes Bernauerin des Letzteren (1780) erhielten sich bis in unsere Tage auf der Bühne. Franz Maria Babo (aus Ehrenbreitstein 1756—1822) schrieb in München; er setzte sich in Profaschrift gegen manche Mißbräuche, und lag hauptsächlich dem Schauspiel ob; auch von ihm sehen wir noch den Otto von Wittelsbach und die Streligen, Stücke, die sich dem Publikum nicht weniger als dem Schauspieler empfehlen, da sie sich von selbst spielen und ohne Anstrengung sehen lassen. In den Stücken von Nagel (Aufruhr in Landshut) und von Hübner (Heinz v. Stein u. A.) arteten diese Kraftstücke hier in plumpe Karikaturen aus; in Ludwig dem Baier von Längesfeld erlaubte man sich Ausfälle auf die Kirche: da ward 1781 die Aufführung aller vaterländischen Schauspiele in München verboten! So blieben wir also auf die zerstreuten Stücke der Einzelnen angewiesen, die nicht der Art waren, das Interesse der gesammten Nation zu fesseln. Unter diesen ist eines der ältesten, das sich an Götz anlehnt, Klingers Otto (1775), das Bild einer rauhen Männlichkeit; der junge Gebhard darin ist der gesteigerte Georg im Götz. Aber von historischem Stoff, von Zeit- und Lokalfarbe

hat dieses Stück nichts; von dieser Seite zeichnete man mehr die Stücke von Jakob Maier (aus Mannheim 1739—84) aus, in dessen Faust von Stromberg (1782) selbst Schiller diese Eigenschaft rühmte. Aber die hier eingepropften historischen Züge zerstören dagegen die poetische Wirkung: diese zu erreichen versuchte der bairische Hofmaler Friedrich Müller (aus Kreuznach 1750—1825) in seiner Genoveva schon auf dem Wege der späteren Romantiker mit der Wahl eines mittelalterigen Novellenstoffes. Müller gehört wesentlich in die Reihe der Genialitäten dieser Zeit; er lebte seit 1776 in Rom, wo man ihn in einer Krankheit katholisch machte, er war mit Heinse, Fernow, Göthe u. A. in Verbindung über Kunstfachen und schrieb mehrere Kunstaufsätze in der unbehilflichen Art, wie Künstler meistens thun. In seinen poetischen Erzeugungen ist er ganz interessant durch seine Grenzstellung zwischen Idylle und Schauspiel und innerhalb seiner Idyllen selbst zwischen dem verkünstelten Geschmacke und dem natürlichen und naiven, die jetzt mit einander in Streit lagen. In Adam's erstem Erwachen (1778) und dem erschlagenen Abel haben wir Klopstock-geßner'sche Prosa, hochgehende Tändelei, Weichheit und Erhabenheit; das Malerische waltet erstaunlich vor, und man würde diese Empfindungspoesie so zu Haydn vergleichen wie Klopstock mit Händel. Im Faun und Mopsus (1775) haben wir statt des Patriarchalischen das Satyrhafte, statt des Erhabenen das Burleske; das Grobe, Unverhüllte, Nackte tritt hier hervor; und das Suchen und Haschen der Natur in einzelnen Tönen und Zügen, das bei allen Tragikern aus Göthe's Schule zerstreut und verdeckt liegt, herrscht hier in einer gewissen Fülle und selbst Reinheit vor. Bacchidon und Milton (1774) ist mehr antik gehalten, wie sehr auch Falstaff hinter dem alten Satyr vorsteht; Ulrich von Gossheim ist eine ritterliche und romantische Idylle; die Schaffschur (1775) und das Ruskernen ganz bäuerlich, im niederländischen Malerstil, förmlich im Gegensatz zu der geßner'schen Schäferwelt und zu aller gekünstelten Poesie, zu Gunsten der Natur- und Volksdichtung. Hier ist er in seinem Felde; wir haben nichts von den Genredichtern jener Zeit, was sich mit diesem an Naturwahrheit vergleichen ließe. Für das Dramatische reichten seine Kräfte übrigens eben so wenig. Sein Faust (um 1778) ist ganz in dem Sturm- und Drang-sinn jener Jahre empfangen: das Ringen nach Größe und Ganzheit, „das Murren gegen Schicksal und Welt, die uns mit Konventionen beugt,“ dies Ueberspringen seiner selbst schien dem Dichter so natürlich, den diese Sage schon interessirte, ehe er von Göthe's und von Lessing's Faust wußte. Gegen das lahme „vermatschte“ Menschengeschlecht soll

hier denn Faust als eine solcher ganzer „ausgebackener Kerl,“ aus dem ein Löwe von Unerfättlichkeit brüllt, gestellt und in dem Druck der Noth, in misanthropischem Humor gezeigt werden, und es gibt in diesen Fragmenten Raum genug für die Burschikositäten und für die elliptische, plebejische Kraftsprache dieser Zeit. Aber diese Natur nimmt sich hier schon erzwungen aus, diese Satire ist schon kindisch, und besser als diese Brutalität steht ihm die Sanftheit in der Genoveva, ein Stoff, der ihn mehrfach zur Bearbeitung anzog. Das ausgeführte Stück ist in Götz's Manier; die überlegene Buhlerin Mathilde, der gutartige Weichling Golo erinnern an Figuren im Götz; psychologische Schärfe und innere Erhebung darf man aber nicht suchen. Neben Göthe und Shakespeare übte übrigens auch noch Gerstenberg's Ugolino Einflüsse aus, besonders auf L. Phil. Hahn (aus der Pfalz 1746—1813), der den Aufruhr in Pisa (1776) als eine Einleitung zu Ugolino schrieb, voll Reminiscenzen aus Shakespeare und Götz. Man darf ihn nicht mit dem Fr. Hahn des göttinger Dichterbundes verwechseln. Er ist einer der Haupthelden der kraftgenialen Zeit: er kannte das Uebertriebene seiner Stücke selbst, aber er wollte sich nicht Einhalt thun, weil er nicht zu den „kalten Klößen“ gehörte, die, wenn sie dichten wollen, sich erst ins Feuer lesen müssen. Nicht so leicht wird in den verwandten Stücken ein solches Zerbild von einem jähzornigen Bolterer wieder vorkommen, wie dieser Ugolino, und ein solcher Bösewicht wie dieser Erzbischof, dessen Apostel Ehrgeiz und List sind, dessen Evangelium Diebstahl, dessen Gebete Wünsche nach Gold, dessen Gelübde Begierden der Wollust, der sein Gewissen den Siebenschläfern, sein Herz dem Wolfe abstehlen wollte! Andere Stücke von Hahn drehen sich im bürgerlichen Kreise mit ähnlichem Stumpfsinne herum; so besonders sein Karl von Adelsberg (1776). Mit diesen am verwandtesten sind die Stücke von Leopold Wagner (aus Straßburg = 17. Lief. hinfly + 88. 1747—79), dem Göthe eine traurige Unsterblichkeit im Faust bereitet hat, weil er ihm den Stoff zu seiner Kindesmörderin (1776) stahl, einem Stücke voll entsetzender Gemeinheit und Rohheit, das des Beneidens nicht werth war. Nicht besser sind seine übrigen Sachen; die Reue nach der That (1775) spricht allem Feingefühl eben so sehr Hohn, und ist übrigens wohl im Stoffe und in der Figur des Kutschers Walz ein Vorbild für Kabale und Liebe und den Musikus Miller geworden.

Das traurigste Opfer der Ueberspannung dieser Periode ist J. M. Reinhold Lenz (aus Schwiegen in Livland 1750—92). — Er war nach seinen Versuchen aus der Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Göthe schon auf dem Wege, sich und Andere zu quälen; er gefiel sich schon

1769, die sechs Landplagen, Krieg, Hunger, Pest, Feuers- und Wasserversnoth und Erdbeben, zu besingen, Gegenstände, wider die sich die Phantastie sträubt<sup>224</sup>). Die Freundschaft mit Göthe riß ihn in den größten Dünkel und in einen blinden Wettseifer, um so mehr, je anerkannter in Göthe's Kreise sein Genie war; und je geringer später seine Leistungen, je größer Göthe's Ruhm ward, desto mehr mußte sich seine Eifersucht zu Neid und Bosheit steigern, da auch keine Spur von eigentlicher Sittlichkeit in ihm gewesen zu sein scheint, die dem hätte Einhalt thun können; oder sie mußte zur Selbstverachtung zurücksinken, da kein Bewußtsein von eigentlichem Talente und Verdienste ihn trösten konnte. In Schloffer's Haus kam 1778 sein Wahnsinn zur höchsten Krise, zu dessen Ausbruche eine Liebe zu der jesenheimer Friederike und Eifersucht gegen Göthe die letzte Veranlassung gewesen zu sein scheint<sup>225</sup>). Unglück macht den Beurtheiler mild; man hat daher immer die guten Seiten von Lenz, nach Göthe's Vorgang, hervorgefucht. Da seine Leistungen unter die traurigsten Beispiele der unsinnigen Verirrungen gehören, die den Deutschen eigenthümlich sind, da sie das Gepräge seines wirren Wesens an sich tragen, und dieses wieder fremde und eigene Schuld, nicht Erbsünde war, so müssen wir vor dieser Milde warnen. Der Pfarrer Oberlin in Waldbach (im Steinthal), der ihn in seinem jammervollen Zustande sah, war erschüttert davon, daß er dabei „die Folgen der Principien, die so manche der damaligen Modebücher einflößten, die Folgen seines Ungehorsams gegen seinen Vater, seiner herumsehweifenden Lebensart, seiner unzurechnungsfähigen Beschäftigungen, seines häufigen Umgangs mit Frauenzimmern durchempfinden mußte.“ Dazu kam, daß ihn seine Umgebungen offenbar verdarben. Die Neigung führte damals zu solchen Kompositionen „von Genie und Kindheit, mit Maulwurfsgefühlen und nebeligen Blicken,“ wie Wieland Lenz schildert, und zu solchen „milchigen“ weiblichen Seelen, die vom poetischen Teufel besessen sind,“ wie er den jungen Werther charakterisirte; Er und Göthe fühlten einen Augenblick Wärme für den naiven, lieben Jungen, der sich überall als „Poet à triple carrillon“ gerirte, dann ergößten sie sich, wenn er „regulièrement seine dummen Streiche machte,“ nachher fanden sie, daß er „bei all seinem Genie ein dummer Teufel und bei so viel Liebe ein

224) Ein im 16. Jahre von Lenz geschriebenes Festspiel: „der verwundete Bräutigam“ hat Dr. Blum in Dorpat herausgegeben. Berlin 1845.

225) Aug. Stöber, der Dichter Lenz u. Basel 1842. — Lenz' gesammelte Schriften, herausgeg. von L. Tieck. 3 Thle. Berlin 1828.

boshaftes Aeffchen sei," endlich wurden sie seiner satt und ließen ihn laufen. Er selbst verdarb sein Talent mit Knittelversen, Gelegenheits-spöttereien, satirischen Skizzen, *Matinées* (einer Gattung, die wohl Merck aufgebracht hatte); und so behielt er keine Spur von Anstand und Ordnungssinn im Leben und Dichtung übrig. Er selbst schrieb sich seine beste Charakteristik mit wenigen Worten an Merck: Seine Gemälde seien alle ohne Stil, wild und nachlässig auf einander gefleckt; ihm fehle zum Dichter Muße, und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das tief auf den kalten Messeln seines Schicksals und halb in Schlamm versunken liege, und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten könne; er murre darüber nicht, weil er sich das Alles selbst zugezogen. Blickt man in seine Werke hinein, so entdeckt man kaum in seinen prosaischen Erzählungen, namentlich wo er im Landprediger (1777) Lebensscenen aus dem Hause seines Schlosser darstellt, die Gabe der geordneten Darstellung und treuen Auffassung der Dinge. In seinen dramatischen Versuchen ist er ganz zügellos und wild, und moralisch und ästhetisch gleich ungenießbar. Man lese nur den Engländer (1777), wie grell da die Freigeisterei und die geile Wollust dichtet, „die den Himmel Preis gibt für Armiden.“ Dies sind so oft die Musen jener jungen Männer gewesen, die Wieland „wegen seiner Jugendsünden“ liebten; und Niemand war diesem Geschlecht gegenüber köstlicher als eben Wieland: er pflegte diesen Sklaven der Sinnlichkeit die That seines Kambabus anzurathen. Alle vollendeten Stücke von Lenz sind eine Art schauderhafter Komödien, gemischt von tragischen, grassen und lustigen Situationen. Im neuen Menoza (1774), den Schlosser bewunderte, den sogar der immer besonnene Merck gemacht zu haben wünschte, ist Miene gemacht, die Geschwisterei im milden Lichte zu zeigen; weniger auffallend ist das Thema, und weniger verzerrt sind die Charaktere in: die Freunde machen den Philosophen (1776). Die Soldaten (1776) sind doch wenigstens noch im Ausgang tragisch; ein Wachtstubenleben so ekel als möglich stellt sich in dem verrückten Stücke dar, das Tieck ein markiges Gemälde nannte, und dessen Hauptgedanken er darin ergreifend und überzeugend ausgeführt fand, daß nämlich Mädchen als Menschenopfer dem Staat dargebracht werden müssen, um die großen Heere und deren Gehelosigkeit möglich zu machen!! In dem Hofmeister (1774) vergehen sich Held und Heldin auf verschiedene Weise; sie bekommt von ihrem Hofmeister ein Kind, während Er, ihr eigentlicher Geliebter, auf der Universität sie vernachlässigt; es sind aber zwei treffliche Leute, und der Junge Philosoph genug, die Verlassene doch zu heirathen; der Hofmeister flüchtet

indefß, schulmeistert, kastriert sich, heirathet aber auch noch ein unschuldig-  
 ges Bauernmädchen, Alles, damit es ein Lustspiel gibt. Die Reihe lehr-  
 hafter Stellen über die Hofmeisterei nimmt sich dazu ganz sonderbar in  
 dieser Komposition aus. Und diese Stücke wurden damals aufgeführt,  
 regellos, unverständlich, wüßt, wie sie waren! Aber man denke auch, wie  
 lange man sich über elenden Farcen und französischen Uebersetzungen ge-  
 langweilt hatte! Hier gab es doch etwas zu sehen, heftige Ausbrüche,  
 ganz ungewöhnliche Scenen, gewaltsame Erschütterungen! Wie viel  
 mehr mußte dies reizen, als jene schleppenden Deklamatorien! Wie viel  
 ansprechender waren diese lebendigen Töne und einzelnen Naturlaute,  
 die hier allerdings nicht fehlen, gegen jene steifen Moralsentenzen, und  
 jene gezirkelte Komplimentirpoesie, gegen die nun Alles Feuer und  
 Flamme war.

Weit der fruchtbarste und nachwirkendste unter diesen Dichtern, und  
 der ächte Vertreter dieser Zeit ist Fr. Maximilian Klinger (aus Frank-  
 furt 1753—1831), von dem wir schon Hauptzüge zur Charakteristik der  
 Periode entlehnt haben, die von seinem Schauspiel Sturm und Drang  
 sogar den Namen führt. Seine erste Thätigkeit war ganz aufs Drama-  
 tische gerichtet; nachdem er sich, wie wir oben hörten, in Weimar  
 gezeigt hatte, war er 1776 in Leipzig, wollte da (wie Nicolai schreibt,  
 und wenn er nicht eine der vielen Klatschereien wiederholt, die damals  
 über alle diese Leute umgingen) „in der Geschwindigkeit die Artillerie  
 lernen, um nach Amerika zu gehen und da mit Thatkraft die Freiheit zu  
 verfechten,“ änderte dann aber den Entschluß und „blieb bei Seiler um  
 Trauerspiele zu machen.“ Er hatte in seinen Zwillingen (1774) mit  
 J. A. Leisewitz (aus Hannover 1752—1806) um jenen Preis ge-  
 stritten, den Schröder auf das beste Stück über Brudermord ausgesetzt  
 hatte. Der Julius von Tarent von Leisewitz ist ein regelmäßiges, über-  
 legtes Stück, und gibt uns die Gegensätze zweier ungleichen Brüder,  
 eines spekulativen, grübelnden, schwankenden, von der Liebe bewegten,  
 eines handelnden, entschiedenen, unüberlegten, von der Ehre getriebe-  
 nen; erst gegen das Ende wird der reflektirende Gang etwas lebendiger.  
 Man würde sagen, dies Stück baute sich mehr auf Lessing's Schule auf,  
 obwohl Lessing selbst es anfangs von Göthe verfaßt glaubte, wie man  
 damals überhaupt auch Stücke von Klinger (die neue Arria z. B.), Lenz  
 und Wagner auf Rechnung Göthe's setzte, gerade so wie in Shakespeare's  
 Zeit dieselbe Unsicherheit herrschte. Es ist, gegen Klinger's Zwillinge  
 gehalten, die selbst dem gewiß nicht zu zartfühligen Bürger gar zu toll  
 waren, unstreitig das bessere Stück; aber das wildere bekam den Preis,

wohl selbst in der Meinung der Vielen, in dem die Leidenschaft Verzerrung, Kraft Rohheit, Kummer Verzweiflung ist, in dem man zu dem Brudermorde noch einen Sohnesmord in den Kauf erhält. Leisewig fand sich durch diese Entscheidung bewogen, mit dem ersten Versuche zu schließen, Klinger ließ sich zu einer übermäßigen Thätigkeit anspornen, und lieferte gleich im folgenden Jahre, 1775, nicht weniger als fünf Stücke. Das leidende Weib hat Tieck, von der Familienähnlichkeit verführt, Lenz zugeschrieben; es läßt sich aber aus einem kleinen Nachspiel, „die frohe Frau“ (1775), beweisen, daß es von Klinger ist, denn dieser wird darin von Wagner, den wir für den Verfasser halten, ebenso mit hämischer Bewunderung getadelt und gelobt, wie Lenz Goethe'n scheint betrachtet zu haben. Untergrabenes Familienglück ist hier, und so auch im *Otto* der Gegenstand; von eigentlicher dramatischer Kunst ist noch fast so wenig Spur wie bei Lenz. Die Charaktere im *Otto* sind zum Theil aus Lear und Götz entlehnt, und Episoden ohne Zweck eingeschoben; wenn dieses Stück ein Auswuchs von Götz heißen kann, so das leidende Weib ein Nebenschößling aus Werther. Beide Stücke schienen auch Nicolai anfangs von Lenz zu sein. In der neuen *Arria* tritt schon mehr Klinger's eigene Natur heraus. Der wilde Geniemann Julio, ein Jupiter, ein Dichter, ein Allvermögender, die Solina, ein Weib von monstroser Majestät, und die ähnliche Cornelia sind schon ganz von jenen Römernaturen, aus Rousseau und Tacitus erwachsen, die nur in anderer Art die starken Charaktere des französischen Drama's wiederbringen; sie haben einen ermordeten Fürsten zu rächen, und werden schon so mit ihren geraden Naturen im Gegensatz mit den Winkelzügen der Hofleute gebracht, wie es weiterhin Klinger's Lieblingsaufgabe ward. Die Ungehener in Tugend und Laster, der riesenmäßige Bombast, der verletzende Ausgang, Alles scheint in diesem Stücke sich ganz unmittelbar an die 100 Jahre älteren Tragödien von Gryphius und Lohenstein anzuschließen. Im *Simsone Grisaldo* steht die Hauptfigur wie ein Abbild Goethe's aus, ein kastilischer Held, dem nur die Mädchen gefährlich sind, denen er sich leichtsinnig hingibt und entzieht, ein Gegensatz gegen die Philister und die Menschen ohne Seelenempfängniß um ihn her: ihm sind ein paar shakespeare'sche Karrikaturen, eine Art Narr, ein verliebter Don Quixote von Hofmann, ein finsterner, trockener, gekünstelter Menschenfeind entgegengestellt, die ihn stürzen wollen; hier siegt aber Leidenschaft, Liebenswürdigkeit und Größe über Kabale und Neid. Das Schauspiel *Sturm und Drang* malt schottischen Familienhaß in grellen Zügen, ein Gegenstück zu *Romeo und Julie*; auch hier versucht sich der Dichter in kühn

angelegten Originalcharakteren. Das Trifolium von Freunden, Wild, Lafen und Blasius, die verwilderten und starren Jünglinge, die die Feindschaft ihrer Väter unterhalten, sind ihm minder geglückt als der alte Berkley, ein aus Unglück und Rachsucht halb kindisch gewordener Greis, der in einzelnen Zügen, so schwer die Aufgabe war, trefflich gehalten ist. Sieht man diese Stücke nach der Reihe durch, so begreift man wohl, daß, wenn ein Mittelpunkt der deutschen Bühne dagewesen wäre, sie eine Masse von ähnlichen verwegenen Kompositionen hätten hervorrufen müssen, die dann, wenn eine mannichfaltige Fortbildung der dramatischen Literatur zu hoffen gewesen wäre, einen großen Stoff hinterlassen hätten, der durch Beschneidung und Reinigung zu trefflichen Bühnenstücken hätte gebildet werden können. Zugleich fühlt man aber auch, daß diese hastige Erzeugung so gewaltsamer und aufregender Werke des Dichters Feuer schnell aufreiben mußte, der dann bald wie ein ruhiger, aber nicht ausgebrannter Vulkan erschien. Noch in dem *Stilpo* (1777) spielen wieder Situationen aus *Romeo* und *Hamlet* herüber; er behandelt eine glückliche Revolution gegen fürstliche Mörder und Unterdrücker, nicht ohne Opfer der liebenden Jugend, die den feindlichen Haß der Aeltern ausfühnen möchte. Wir wollen die Lustspiele übergehen, die von weniger Interesse sind; nur die *Spieler* (1780) sind als Vorbild zu Schiller's *Räubern* wichtig. Hier ist weit unverfälschtere Menschenkenntniß und natürlichere Zeichnung, als in den meisten Stücken dieser Klasse, denn hier steht Klinger wieder auf eigener Erfahrung und Nachdenken: er will dem Verstand und der weltmännischen Bildung fühlbar machen, daß ihr das Herz zu leicht verloren geht, ohne das kein wahres Glück ist. Wie dieses Stück auf Schiller gewirkt hat, so hat dagegen auf den *Günstling* (1785) schon *Fiesco*, auf *Roderico* schon *Don Carlos* zurückgewirkt. Sobald die ersten schiller'schen Stücke erschienen waren, fangen Klinger's Dramen an regelmäßiger zu werden, ohne daß sie dadurch gewinnen. Es scheint, ihre hellere Form läßt die bitteren Eindrücke, die sie doch hinterlassen, noch mehr empfinden; die sorgfältigere psychologische Zeichnung macht den Leser achtsamer und läßt ihn Mängel im Ganzen entdecken, wo er sie vielleicht im Einzelnen nicht findet. So liegt in der *Elfride* (1782) die richtige Beobachtung zu Grunde, daß der Mensch oft mit Lastern und Tugenden im Gefühle seiner Kraft und guten Willens leichtsinnig spielt, und sich dann durch Gelegenheit und bösen Einfluß verleiten läßt. Dies wird an allen drei Hauptfiguren anschaulich; allein die Häufung so vieler in Schwäche beruhender Charaktere, ohne Aussicht auf eine bessere Menschheit, ist so

peinlich, wie früher seine starken Charaktere immerhin waren; der Mangel an Licht und Schatten wirkte beidemal übel. Keineswegs gab Klinger diese starken Charaktere überall in seinen späteren geregelten Stücken auf. In der Sammlung seines neuen Theaters (1790) finden wir sie noch in der Medea, im Aristodemos, im Roderico und Damokles, nur daß der Dichter doch fühlt, sein Roderich, der Pendant zum Posa, könne allenfalls eher für ein poetisches Ungeheuer gehalten werden, als die Bösewichter, die er ihm in dem Stücke entgegenstellt. Außerordentlich schadet diesen Stücken schon die didaktische und reflektirende Breite, die uns Klinger's Uebergang zum Romane nahe legt, zu dem er mehr aushaltende Neigung und Beruf hatte; im Damokles haben wir eine förmliche Staatsaktion mit politischen Verhandlungen. Hier siegt der ruhige Weltmann Attalus gegen den stoischen Freiheitsprediger, und der Dichter läßt uns unentschieden, mit wem er es hält; diese kühlere Anschauung, wie überhaupt die Kälte, die jetzt an der Stelle der früheren Leidenschaftlichkeit über diesen Dramen liegt, weist uns noch mehr zu seinen Romanen hinüber, in denen wir Klinger's Tendenz und Natur deutlicher durchschauen können; vollends wenn wir die zwei Bände seiner Betrachtungen hinzunehmen wollen. Da diese Werke, obwohl meist etwas später geschrieben, das vollständigste und eindringendste Bild der eigenen Stimmung dieser Gährungszeit geben, so verweilen wir einen Augenblick dabei.

Klinger hat in der letzten Ausgabe seiner Werke nur wenige seiner Dramen aufgenommen und dagegen die Reihe seiner Romane, mit Ausschluß des Bambino, an einen durchgehenden Faden gereiht, den er so offen spinnt, und der daher so bloß liegt, wie in Wieland's Werken die bewegenden Gedanken seines Lebens. Es ist auch hier der ewige Gegensatz zwischen Ideal und Welt, Herz und Verstand, Enthusiasmus und Kälte, Tugend und Laster, Dichter und Weltmann, Engel und Teufel, Gott und Thier, was den denkenden und ernstesten Dichter beschäftigt. Seine Romane sind daher ebensowohl wie seine Dramen alle auf den moralischen Menschen bezogen, und er haßte eben so sehr die bloße Unterhaltungspoesie wie die kalte Spekulation, die sich vom Leben trennt. Die Art und Weise, wie er sein inneres Leben in seine Schriften trug, hat mit Wieland's die größte Ähnlichkeit, obgleich er zu diesem im Ganzen eine Art von stoischem Gegensatz macht. In einigen seiner früheren Romane würde man diesen Kontrast nicht so sehr finden: sein Märchen vom Bambino (zuerst 1778), das wir schon erwähnt haben, seine Geschichte vom goldenen Hahn (1785), (die in den Werken im

Sahir umgearbeitet ist) könnte man ihren muthwilligen Einkleidungen, und selbst ihren Tendenzen, und sehr oft selbst ihrem Stil nach ganz für Wielandisch halten. In jenem zeigt er einen Freund der platonischen Liebe, der zu einem Kambabus verhetzt ist; in diesem erzählt er eine Geschichte des Sündenfalles, wie der Geist der Humanität und Kultur (Sahir) in einen goldenen Hahn gebannt ist, und als er erlöst wird, über das unschuldige Circaffien Sünde mit Aufklärung, und Verbrechen mit dem Gesetze bringt. Hier ist ihm die Beschäftigung mit seinen Problemen noch gar nicht so peinlich ernst, er hält sich hier weit objektiver; und besonders gleichen auch seine Stiche auf Bonzenthum und Christenthum den Wielandischen ganz, und erinnern stark an seine Verehrung der Pallas und der Musen, und die Gerüchte, die über sein Heidenthum im Umlauf waren. Auch der Vortrag ist durchweg heiter ironisch, während ihm sonst jener Sarkasmus eigen ist, den er selbst aus einem starken Gefühle herleitet und dem Wiße entgegensetzt, der mit dem Lächerlichen spielt, während jener eine Fackel in das Dunkel des menschlichen Wesens schleudert. Dies ist das ächte Gemälde seiner übrigen Romane, in denen wir durch diese stets wiederkehrende Operation bald grell aufgeklärt, bald schmerzlich blind gemacht werden. Durchlaufen wir die ersten Erzählungen in seinen Werken, den Faust, Raphael de Aquillas, die Reisen vor der Sündfluth und deren Seitenstück, den Faust der Morgenländer, so haben wir überall die schreckenden Bilder von einer Welt, in der das Gute erliegt, das Böse herrscht, das Gute selbst zum Bösen ausschlägt, die edelsten Bestrebungen mit schauerhaften Ausgängen belohnt werden, und auf diese Art die Vorsehung überall verdächtigt erscheint. Klinger gesteht es selbst, daß ihm das Wort Vorsehung ein Schall ist, bei dem er in die peinlichste Verwirrung gerathe, wenn er den vermeinten Sinn mit dem Gange der Welt ausgleichen wolle. Er hielt die französische Revolution für eine Satire auf diesen vermeinten Sinn, und in dem Fragment über das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit gibt er uns auf die Zweifel über den Gang der Welt, auf alle Fragen nach Warum und Wohin keine Antwort. Die Träume von einer Veredlung der Menschheit sind ihm nichts als dichterischer Zeitvertreib, dieser gutmüthige Glaube kam ihm zu Zeiten albern und abgeschmackt, zu Zeiten ekelhaft vor. Bei all diesem aber bleibt dem beobachtenden Schwarzsichtigen ein Krümchen Trost übrig: er glaubt trotz aller Herrschaft des Lasters und der kalten Klugheit an Moralität als an einen idealen Hintergrund der Dinge. Er, der an keine Wunder glaubt, glaubt an das Eine, das er mit seinen Augen sieht: daß nämlich die moralische Welt, die auf

der physischen so breit ruht, von der geistigen an einem einzigen Haare aufwärts gezogen und sogar etwas emporgehalten wird, und daß die Masse seit ewig an diesem Einen Haare vergeblich zerrt, um es zu zerreißen. In diesem Sinne sucht uns Giasar mit dem Glend des Edlen zu versöhnen; in diesem Sinne stellt uns Klinger überall die seltenen, wenigen, aber großen Männer des Ideals und der Tugend, die Dichter und Helden, den niedrigen Massen und deren Verderben entgegen; sie halten gleichsam an jenem Faden diese verdorbene Welt, und sollen daher außer ihr, über ihr und dem Schicksal stehen. Der Glückliche heißt der außerhalb der rauschenden Thätigkeit der Welt steht, er solle alle Verhältnisse meiden, wodurch die innere moralische Kraft Gefahr läuft. Was aber bei diesem Verhältnisse wieder herauskommt, das lehrt uns gleichsam wider den Willen des Dichters die Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. Der Held, Falkenburg, ist ein so einsam im Schatten der Tugend, von einem Schüler Rousseau's gebildeter Dichter, den die Fittige der hohen und ächten Begeisterung, den das Ideal über das Schicksal erhaben zeigen soll. Sein Charakter soll im Gegensatz zur Welt gezeigt, sein Unglück soll aus diesem Gegensatz hergeleitet werden. Allein seine Unfälle, der Tod seines Vaters, der Tod seines Kindes, veranlaßt durch die Untreue einer unvorsichtig gewählten Frau und eines eben solchen Freundes, stehen gar in keiner Folge von diesem Charakter; und der allgemeine Haß, der ihn als einen scheinbaren Demagogen trifft, hätte den über Schicksal Erhabenen nicht drücken dürfen, den noch dazu die Neigung seines Fürsten, des Ministers, des Lehrers, des Freundes und sein reines Gewissen schadlos hält! Dennoch streift dieser Held bei diesem Unglück an Wahnsinn, und was ihn noch rettet, ist eine dürftige symbolische Komödie! Diese Erzählung ist ein Bild innerer Zustände, die sich der Revolution gegenüber in Deutschland bildeten; es scheint, daß Georg Forster's stille feste Gemüthsart, seine häuslichen und öffentlichen Schicksale, sein Bann und Acht Züge genug zur Vergleichung böten, wie sich die Wirklichkeit zu dieser Dichtung verhalte, und dort würde man im Leben die Züge eines wirklich über das Schicksal Erhabenen finden, von dem man gehoben und getröstet scheidet, während uns diese dichterische Darstellung drückt und peinigt. Aber in jenem edlen Manne war Dichter und Weltmann auch kein Gegensatz; und dies fällt Klinger'n erst ganz spät ein, daß die Verbindung beider Eigenschaften eigentlich den wahren Menschen ausmache, den er mit Diogenes' Leuchte so eifrig suchte: hohe dichterische Einbildungskraft mit der Vernunft des Mannes der Geschäfte gepaart, ein gesundes Herz neben Welterfahrung, ewige

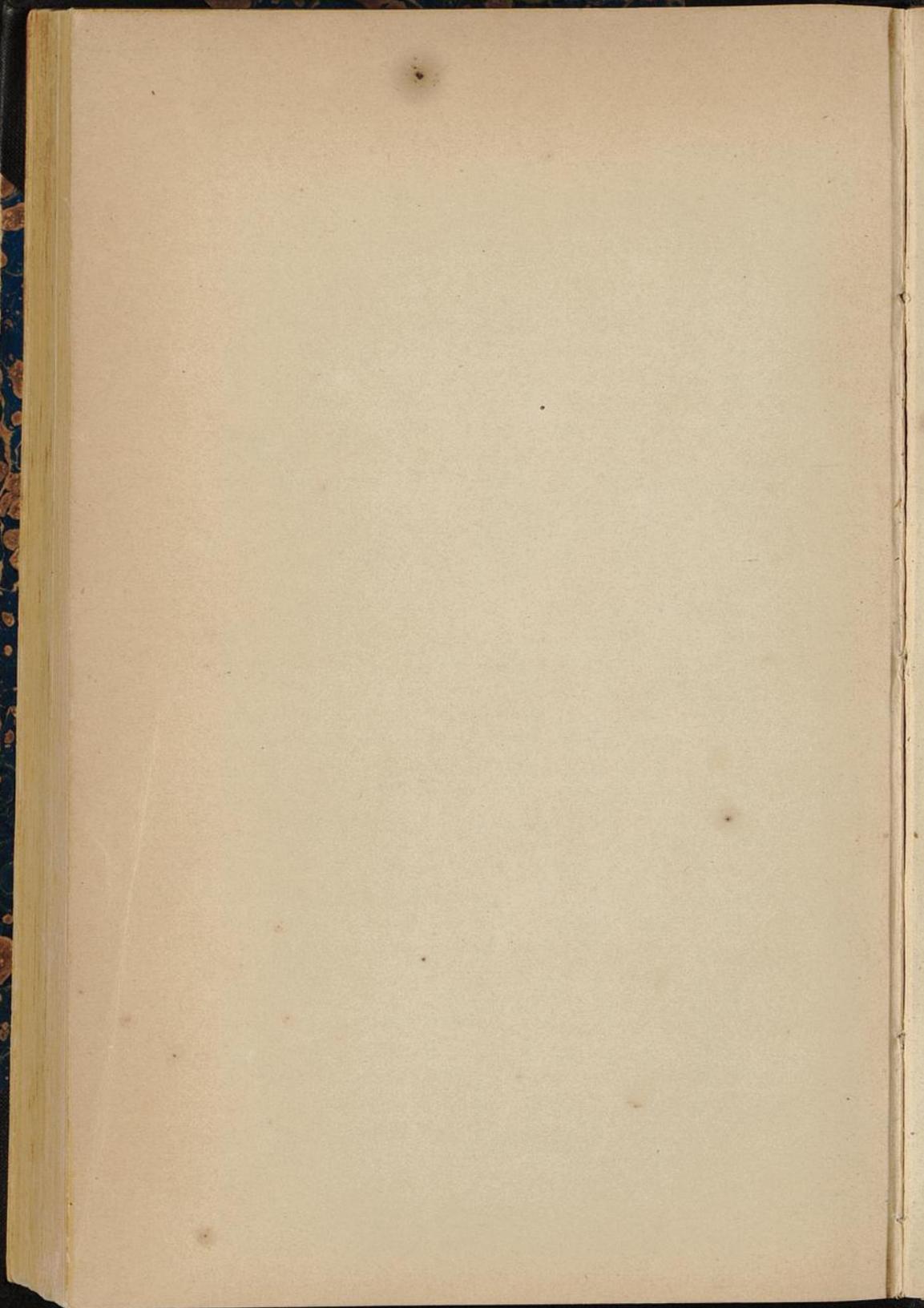
Jugend in dem Bunde von Herz und Verstand. Denn er fühlte es doch einmal, daß der Dichter, der von der Welt immer so gut denkt und sich dabei aus der Welt zu retten doch für nöthig findet, sich selbst schlage und seine eigene Theorie Lügen strafe. Er redet sich daher zuletzt selbst ein, daß er auf jenes Ziel der Vereinigung dieser widerstreitenden Geisteskräfte hinarbeite! Allein wie sehr er sie auch nähert, so hält er sie doch immer auseinander; und auf dieser Höhe, über die er nicht hinaus kann, steht das Gespräch zwischen Dichter und Weltmann als sein interessantestes Werk, wenn man dem Gange seiner Ideen und seinem Charakter auf den Grund gehen will. Er zeigt hier den klugen kalten Weltmann am Ende im Laufe der Welt um nichts glücklicher, als den Schwärmer auch; er stellt ihn gegen den schroffen Dichter in ein milderes Licht, als er sonst thut, und erkennt in ihm eine eigenthümliche Größe und Ganzheit, und wägt die Klarheit, die ihm eigen ist, mit der Wärme des Dichters ungefähr auf gleicher Wage. Beide wollen sich nun einander nähern, behalten sich aber doch immer ihr Gebiet vor. Einfachheit und Beschränktheit, Absonderung und Einsamkeit bleibt des Dichters Element, und so bleibt die Kluft übrig, die wir gern ausgefüllt sähen. So ist sie auch Klinger'n persönlich geblieben. Er bekennt, wie er in seinem Leben zwischen Armuth und Wohlergehen getheilt war, aus der ärmsten Hütte an den mächtigsten Hof kam, so auch immer zwischen Menschenverkehr und tiefster Einsamkeit gewechselt zu haben. Die Verschmelzung von Beiden war ihm nicht gegeben; er sah sie nur als ein schönes Ziel vor sich liegen; er wollte jetzt zwar darauf losarbeiten, aber dann sagte er wieder verzagend: wenn er wüßte, wie eine Kage mauste, die man noch ganz jung von der Mutter wegnahm, wie man in einem verdorbenen Staate ein rechtschaffener Mann bleibe, wie die Gesellschaft mehr durch den Glauben an Tugend als durch die Sache selbst fortbestehe — so sollte er als Menschenlehrer auftreten; jetzt könne er nur träumen, sehen, hören und dann faseln wie jeder Andere, wenn er etwas mehr thun wolle. So hat er sich jene schöne Einsicht nur mit dem Verstande geschaffen, denn er war klug und paßte auf sich selbst mit einem ungemein hellen Kopfe; aber er blieb mit einem verdüsterten Herzen auf den ersten Jugendeindrücken hängen, sah das Bessere und folgte dem Schlechteren, er wußte das Beste nur anzudeuten, zu schildern aber nur die Kontraste, aus denen er weg wollte. Seine Schriften bilden dies streitige Wesen merkwürdig ab. Er lehrt diese seine Gefühlphilosophie und Herzensüberzeugung mit dem kältesten Verstande, ganz im Gegensatz mit Jacobi, der sehr klare und einfache Begriffe mit einem

Schwall von vagen Empfindungen zu unwickeln pflegt; die hellste Bestimmtheit, die Wieland's Klarheit übertrifft, grenzt zuweilen mit poetischen Phrasen, die an Jean Paul erinnern, der reinste Pragmatismus wechselt mit symbolischen und allegorischen Darstellungen. Immer schweben seine Neigungen um Extreme. Er machte an die Menschheit übertriebene Anforderungen, wie Jean Paul, aber in entgegengesetzter Weise: rüttelt bitter an den einzelnen Menschen und nimmt keine veredelte Menschheit in Aussicht, dies thut Jean Paul und erzieht sanft an dem Einzelnen, die menschliche Schwäche achtend. Klinger denkt von den Menschen zu gut und zu schlecht, und daher rühren die feinen Karrikaturen in seinen Dichtungen, die Heroen in Tugend und Laster. Daß er nirgends ein Mittel fand, beruht darin, daß er die mittleren Stände der Gesellschaft, die auch in allen seinen Dichtungen fast niemals auftreten, gar nicht gekannt hat. Er kannte nur Einsamkeit und aus Erinnerungen die Noth der alleruntersten Stände, und dann den Hof und das Hofleben, und er lernte sich mit beiden vertragen. Dies erklärt seine morgenländische Natur, da man im Orient eben diesen Mittelstand nicht hat, und da der Gebildete dort keine andere Wahl hat, als die Klinger überall statuirt: einsam oder am Hofe zu leben, Derwisch oder Bezier zu sein. Es erklärte seine Sympathie mit Rußland, und daß der Freiheitsmann, wie Klopstock seinen dänischen König, seinen Kaiser Alexander bis in den Himmel erhebt. Es erklärt seine feinen Entschuldigungen des Despotismus, den er in sich gefunden hat und in Jedem muthmaßte. Es erklärt, daß der disciplinarische Erziehungsaufseher, der pädagogische Soldat die größte Freiheit im Militärstand, im Gehorsam fand! Dies erklärt auch, warum er das ächte Bürgervolk des neuen Europa, die Engländer, nicht mag, und um seinen Shakespeare zu retten, ihn keinen Engländer nennt; und warum Er, der dem Herzen nach ein ächt deutscher Patriot ist, doch wieder dem Kopfe nach mit dem anständigen Franzosen hält, der ihm ein viel vollendeterer Mensch ist, als der Deutsche. Hier steckt wieder seine Extremsucht, das Suchen nach scharfgeprägten Formen menschlicher Ausbildung dahinter. Er verträgt sich aus den ganz entgegengesetzten Gründen, wie Wieland, mit Voltaire und Rousseau, obgleich ihm jener seiner Natur nach so entfernt lag, wie Wieland den dieser; Wieland vertrug Beide aus eigener Glätte und Runde zugleich, Klinger aus eckiger Schärfe nach einander. Daß Voltaire's Geschichte eine Satire auf die Vorsehung sei, das gerade nahm ihn für ihn ein; er fragt, was denn die ganze Geschichte anders sei, und warum man sie im Sinne der orthodoxen und hyperorthodoxen Theologie lesen

solle. Rousseau dagegen war der eigentliche Liebling seiner Seele, sein Lehrer in seiner empfänglichsten Zeit: Emil war ihm das erste Buch des Jahrhunderts, der neueren Zeit! Der Verfasser schien ihm den großen Gedanken gefaßt zu haben, die erwürgte moralische Kraft wieder aufzuwecken, und ihn freute jene Kühnheit und Beredtsamkeit als Naturäußerung, die uns Anderen ihrer Unnatur wegen so mißfällt, da sie im höchsten Grade von jener Einfalt abliegt, die darin gerade gepredigt wird. Ihn sah er in dem idealen Lande wohnen, über das der Wigling nur spottete; seine Bücher waren ihm Inschriften an dem Tempel der Natur, den er, ihr Liebling, dem Menschengeschlechte wieder geöffnet habe; er bekannte sich ganz zu Rousseau's Satz, daß Alles gut sei, was aus den Händen der Natur kommt, und Alles unter den Händen des Menschen ausarte. Er gab sich ganz diesem Klügeln über den natürlichen Trieb und Instinkt hin, diese ächte und einzige Natur, die man auf jenem roussseau'schen Wege am schnellsten verliert; denn dies bewußte, schmerzliche, zweifelnde Ringen verfehlt gerade das, was nur das vertrauensvolle Leben mit sicherem Griffe faßt. Das war, was Klinger's Freund Schloffer ahnte, und was er mit jenen Fragen meinte, ob wir und wie weit wir zu der Natur zurück sollten, die Rousseau in Aussicht stellte. Wie anders haben die Anderen unter uns diese Rückkehr zur Natur gesucht! Die Göthe und Wieland gaben all dies skeptische Grübeln auf und lebten entschlossen darauf los, und sie haben mit ihrem heiteren epikureischen Vorgang die Nation unendlich mehr gelockt, als der strengere Klinger, dessen Beispiel übrigens wieder sichtbarer fortwirkte, als Lessing's, der mit beneidenswerther Sicherheit mitten hindurch ging. Denn Er besaß diesen Naturstinn und Lebenstakt so unbekümmert eigen, daß ihm nur die Schweigenden folgen können, die im gleichen Falle der Beruhigung sind und der Reflexion entbehren können; auf Klinger's Seite haben sich jene wühlenden Unzufriedenen laut genug gemacht, die den dunklen Drang jener Jugend durch die Schubart, Seume und Aehnliche hindurchleiten bis auf unsere Tage, wo er sich wieder entladen wird, sobald ihm ein neuer, so deutlicher Gegenstand gegeben ist, wie damals die Literatur war<sup>226</sup>).

226) Diese Vorherfrage der früheren Ausgaben hat bereits angefangen sich zu erfüllen.







VI

332/29

№ 3,25



VI

332/29

